

Weg zum Innenhof, wo 1944/45 mehr als 400 Häftlinge hingerichtet wurden  
Path to the courtyard, where more than 400 inmates were executed in 1944/45.

# Gedenkstätten Rundbrief

- 3 Archivarbeit an Gedenkstätten  
*Nicola Wenge und Ulrike Holdt*
- 12 Kommentar zu den Thesen zur Archivarbeit an Gedenkstätten  
*Johannes Ibel*
- 15 Archivarbeit im Dokumentationszentrum Oberer Kuhberg Ulm  
*Ulrike Holdt*
- 21 Ausgebaut – erweitert – erneuert  
Erfolgreiche Entwicklung des NS-Dokumentationszentrums  
der Stadt Köln in den letzten Jahren  
*Werner Jung*
- 26 »Die heutige Einweihung ist kein Schlusspunkt«  
Ein neuer Ort des Gedenkens erinnert an die Düsseldorfer Deportationen  
*Bastian Fleermann*
- 30 »Bientôt, la liberté nous reviendra«  
Freiheit – so nah, so fern ...  
Das doppelte Ende des Konzentrationslagers Natzweiler 1944/45.  
Grenzüberschreitende Ausstellung zum 70. Jahrestag der Befreiung  
der Lager beiderseits des Rheins  
*Arno Huth, Frédérique Neau-Dufour, Dorothee Roos*
- 33 Die Vermittlung des Themas Täterschaft an KZ-Gedenkstätten –  
Potenziale und Herausforderungen  
*Ines Brachmann*
- 42 Veranstaltungshinweise
- 45 Literaturhinweise

Titel: Weg aus der Gedenkstätte auf den Innenhof des EL-DE-Hauses.  
Siehe hierzu den Beitrag von Werner Jung zum NS-Dokumentationszentrum  
in Köln. Foto: NS-DOK/Jörn Neumann

# Archivarbeit an Gedenkstätten

*Nicola Wenge und Ulrike Holdt*

## **Einleitung**

Es ist eine zentrale Aufgabe der Gedenkstätten, ihre heterogenen Archivalien, die sie zum Teil über Jahrzehnte gesammelt haben, professionell zu erschließen und für die Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Allerdings fehlt es vielen, gerade den bürgerschaftlich getragenen, kleineren Gedenkstätten, hierzu an Geld und Fachwissen. Ziel eines dreijährigen Modell-Archivprojekts des Dokumentationszentrums Oberer Kuhberg Ulm (DZOK) ist es, seine Archivarbeit beispielhaft so zu modernisieren, dass die Quellen auch mit vergleichsweise geringen Mitteln und unter ehrenamtlicher Mitarbeit nachhaltig gesichert und erschlossen werden können. Das Projekt – finanziell unterstützt durch Bund und Land – läuft von Januar 2012 bis Januar 2015. Das 60. Bundesgedenkstättenseminar vom 12.–14. Juni 2014 in Bad Urach bot ein wichtiges Forum, um die bisherigen Erfahrungen und Ergebnisse praxisnah vorzustellen und zu diskutieren.

Die Teilnehmer erhielten konkrete Informationen zur Gedenkstätte und zum Archiv(-projekt) des Dokumentationszentrums Oberer Kuhberg im Rahmen einer Führung durch Ausstellung und Gelände von Nicola Wenge sowie eine Präsentation zur Archivarbeit von Ulrike Holdt. Gemeinsam verfassten sie außerdem für das Bundesgedenkstättenseminar ein Thesenpapier, in dem sie in acht Punkten multiperspektivisch die wichtigsten Herausforderungen und Lösungsmöglichkeiten aktueller Archivarbeit präsentierten. Diese Thesen bildeten – gemeinsam mit einem Kommentar von Johannes Ibel (KZ-Gedenkstätte Flossenbürg) – den Einstieg in die Abschlussdiskussion. Sie sollen zugleich ein nachhaltiges Ergebnis des Seminars darstellen, da sie vom Plenum als inhaltliche Plattform für die weitere Vernetzung und gemeinsame Lobbyarbeit bestätigt wurden. Die abgedruckte Fassung wurde in Folge der Diskussion leicht überarbeitet. Die Autorinnen danken Thomas Lutz, Albert Knoll, Sibylle Thelen und Johannes Ibel für ihre inhaltlichen Anmerkungen zum Text.

## **Vorstellung des Dokumentationszentrums Oberer Kuhberg Ulm**

### **Die Geschichte des Ulmer KZ (1933–1935)**

Von November 1933 bis Juli 1935 befand sich im Ulmer Fort Oberer Kuhberg (erbaut um 1850 als Teil der Bundesfestung Ulm) ein frühes nationalsozialistisches Konzentrationslager für das Land Württemberg. Dort waren mehr als 600 Regimegegner inhaftiert, unter ihnen der sozialdemokratische Reichstagsabgeordnete Kurt Schumacher. Die Funktion des Lagers war es, die politischen und weltanschaulichen Gegner durch Terror in ihren Überzeugungen und ihrer Persönlichkeit zu brechen und die übrige Bevölkerung einzuschüchtern.

Unter den reichsweit etwa 80 frühen Konzentrationslagern ist es das Einzige in Süddeutschland, das in Gelände und Gebäude noch erhalten ist. Der Obere Kuhberg steht exemplarisch für den Übergang von der Demokratie zur NS-Diktatur und für die Anfänge der nationalsozialistischen Konzentrationslager.

## **Die KZ-Gedenkstätte**

Die KZ-Gedenkstätte wurde seit 1948 von überlebenden württembergischen KZ-Häftlingen als Idee entwickelt und in den 1970er-Jahren realisiert. Zu besichtigen sind heute die unterirdischen Häftlingsunterkünfte und Sonderhaftzellen, die Räume der KZ-Verwaltung sowie eine Dauerausstellung zur Geschichte des Ulmer KZ. Besuchergruppen werden nach Absprache individuell betreut; für Schulklassen steht ein breites Spektrum analytischer und kreativer Lernangebote zur Verfügung. Als Forschungs-, Lern- und Bildungsort ist das DZOK auch ein Zentrum kritischer Information zu zeithistorischen und aktuellen Themen. Die Geschäftsstelle mit Archiv und Bibliothek befindet sich in der Ulmer Innenstadt.

Mehr Informationen finden sich dazu auch auf der Webseite [www.dzok-ulm.de](http://www.dzok-ulm.de)

## **Thesen zur Archivarbeit**

### **1 Gedenkstätten verfügen über eine einzigartige Sammlung von Quellen.**

Gedenkstätten sammeln seit ihren Anfängen Quellen aus unterschiedlichsten Provenienzen, um die Geschichte des Nationalsozialismus am historischen Ort zu dokumentieren, die dort begangenen Verbrechen zu beweisen und die Erinnerung an die Opfer wach zu halten. Dank des großen Engagements von Lagergemeinschaften, Bürgerinitiativen, Forscherinnen und Forschern entstanden in den letzten Jahrzehnten bundesweit einzigartige Spezialarchive mit Materialien, die in keinem staatlichen oder kommunalen Archiv zu finden sind. Zeitzeugenberichte, private Fotos, persönliche Schrift- und Erinnerungsstücke, Briefe, Nachlässe, Objekte und andere sogenannte »Ego-Dokumente« vermitteln die Geschichte des Nationalsozialismus aus der unmittelbaren Sicht der Verfolgten und ihrer Nachfahren, und manchmal auch der Täter und Mitläufer. Zugleich vervollständigen diese Quellen die staatliche Überlieferung, die sehr oft gegen Kriegsende zerstört oder gezielt vernichtet wurde bzw. noch in der Nachkriegszeit dem fehlendem Bewusstsein oder der Abwehrhaltung von Beamten und Archivaren zum Opfer fiel.

Um trotz dieser schwierigen Quellsituation historische Fakten zu rekonstruieren, wurden an Gedenkstätten in mühseliger Forschungsarbeit und oft gegen Widerstände aus der Gesellschaft Ersatzdokumentationen geschaffen, die u.a. auch viele Kopien aus anderen Archiven enthalten. Auch die historische Entwicklung der Lagergemeinschaften und Gedenkstätteninitiativen, die Entstehung der Gedenkorte und die Geschichte der Erinnerung nach 1945 wird in Gedenkstätten besser dokumentiert als in kommunalen oder staatlichen Archiven.

Diese einzigartigen Zeugnisse der Geschichte für die Nachwelt zu erhalten, zu erschließen und zugänglich zu machen, muss eine der zentralen Aufgaben der Gedenkstättenarbeit in den kommenden Jahren sein.

### **2 Sammlungen in Gedenkstätten sind extrem heterogen. Gedenkstätten standen und stehen vor der besonderen Herausforderung, aus den ungeordneten Sammlungen der Anfangszeit nutzbare Archive zu machen.**

In den Anfängen der Gedenkstätten wurden die unterschiedlichen Quellen oftmals von ehemals Widerständigen und Verfolgten sowie von Gedenkstätteninitiativen



zusammengetragen. Ihr Umgang mit den Dokumenten war bisweilen eher emotional bzw. moralisch-politisch als wissenschaftlich motiviert. Der Aufbau eines Archivs war nur in seltensten Fällen geplant und archivarisches Fachwissen Mangelware. In der Entstehungsphase der Gedenkstätten wurden deshalb manche Herkunftsgeschichten der Materialien nur lückenhaft dokumentiert und Begleitinformationen mündlich kolportiert, die Dokumente nach inhaltlichen Gesichtspunkten ohne durchgehendes System abgelegt und selbst wertvolle Materialien in Schuhkartons unter konservatorisch fragwürdigen Bedingungen, manchmal sogar an verschiedenen Orten, gelagert. Nur in seltensten Fällen wurden schriftliche Vereinbarungen zwischen Leihgebern und Gedenkstätten darüber getroffen, wie die Quellen für die Arbeit genutzt bzw. veröffentlicht werden dürfen. Diese Umstände führten zu einer ungeordneten Sammlung, deren Archivierung besondere Herausforderungen birgt.

Viele Archive entstanden erst Jahre oder sogar Jahrzehnte nach Gründung der Gedenkstätten und es konnten bei chronischer finanzieller Unterversorgung, aber auch wegen anderer inhaltlicher Schwerpunktsetzungen (Aufklärung über die Geschichte des Ortes, erinnerungspolitische Debatten, Bildungsarbeit), keine ausgebildeten Archivarinnen und Archivare angestellt werden. Es fehlte an Fachpersonal und Zeit, die materiellen Zeugnisse fachgerecht zu ordnen, konservatorisch korrekt zu lagern und einheitlich zu erschließen, auch wenn seit den 1980er-Jahren ein allgemeiner Trend zur systematischen, themenorientierten Recherche, zur gezielten Biografie-Arbeit, zur wissenschaftlichen Aufarbeitung und Kommentierung der Dokumente einsetzte.

Die Umwandlung der Mahn- und Gedenkstätten der DDR nach der deutschen Einheit führte zu einer Entwicklung hin zu »zeithistorischen Museen mit besonderen Aufgaben«, die auch für die Einrichtungen in den alten Bundesländern einen Professionalisierungsschub mit sich brachte. Im Rahmen des Bundesgedenkstättenkonzeptes konnten ab 1998 Gedenkstätten, die in die Bundesförderung aufgenommen wurden, viele Projekte durchführen. Auch dank eines engen fachlichen Austausches konnte eine bessere Basis für die Archivarbeit geschaffen werden. Trotzdem ist die fach-

Die ehemalige Kommandantur des KZ Oberer Kuhberg, in der sich heute die Dauer- ausstellung der KZ- Gedenkstätte befindet. Foto: DZOK Ulm

liche Besetzung und finanzielle Ausstattung der verschiedenen Sammlungsbereiche in Gedenkstätten nach wie vor ungenügend. Dies trifft vor allem auf die ehrenamtlich getragenen Gedenkstätten zu. Viele stehen heute vor der existenziellen Herausforderung, die zusammengetragenen Dokumente, Abbildungen, Objekte und Artefakte sachgerecht zu sichern, zu erschließen und der Öffentlichkeit zugänglich zu machen, ohne über die notwendigen Ressourcen und das erforderliche Know-how zu verfügen. Selbstkritisch sei angemerkt, dass bei den Mitarbeitenden in manchen Gedenkstätten und Gedenkstätteninitiativen das Bewusstsein für die Bedeutung ihrer Spezialarchive (z.B. als Grundlage für die zukünftige Bildungsarbeit) wenig ausgeprägt ist.

**3 Archivarbeit in Gedenkstätten ist von elementarer Bedeutung für die Zukunft.** Die materiellen Zeugnisse und Dokumente in den Gedenkstättenarchiven bilden das Rückgrat und das Fundament gegenwärtiger und zukünftiger Gedenkstättenarbeit – dies gilt für die historisch-wissenschaftliche Forschung ebenso wie für die Weitergabe von Informationen und die pädagogische Vermittlungsarbeit.

*Historisch-wissenschaftliche Forschung:* Die noch nicht geborgenen Schätze in Gedenkstättenarchiven, zu denen täglich neue hinzukommen, sind von elementarer Bedeutung für eine fundierte historische Aufarbeitung der NS-Zeit und ihrer Nachgeschichte. Gerade mit der Durchsetzung sozial- und kulturwissenschaftlicher Fragestellungen und Methoden, die nicht nur auf staatliche Akteure und Strukturen blickt, sondern individuelle Erfahrungen und Handlungen untersucht, bieten Gedenkstätten ein noch unerschlossenes Reservoir an Quellen. Diese Quellen bereichern auch die Geschichte der Gedenkstätten und Erinnerungsorte selbst nachhaltig. Hinzu kam in den letzten Jahren und Jahrzehnten eine verstärkte Sammlungstätigkeit zu neueren Fragestellungen der Forschung wie der Täterforschung, zu den NS-Prozessen oder zu der Frage nach dem Wissen und dem Verhalten der Bevölkerung. Auch die Nachnutzung und Gestaltung der historischen Orte sowie die Entwicklung der Erinnerungskultur rücken immer stärker in den Fokus der Wissenschaft. Ein gut sortiertes Archiv ist deshalb für externe Forscherinnen und Forscher unverzichtbar, aber auch eine essenzielle Grundlage für eigene Forschungsprojekte und Publikationen.

*Auskunft/Information:* Gedenkstätten benötigen Zugriff auf ihr gesamtes Quellenmaterial, um Anfragen von Angehörigen, Forschern, Journalisten, Filmemachern, Studenten und anderen interessierten Bürgerinnen und Bürgern präzise und umfassend beantworten zu können. Durch die Verzeichnung der Quellen in einem Datenbanksystem können Informationen und Dokumente sekundenschnell recherchiert, zielgenau aufbereitet und ggf. auch digital zur Verfügung gestellt werden. Durch eine professionelle Archivarbeit wird die Qualität der Beantwortung von Anfragen und der Betreuung von Archivnutzern also wesentlich verbessert. Sie dient Gedenkstättenmitarbeitern und -mitarbeiterinnen aber auch als wichtige *interne Arbeitsgrundlage und als Erleichterung* für ihre tägliche Arbeit.

*Sammlungen als Grundlage für Ausstellungen:* Gerade in den letzten Jahren haben Gedenkstätten von Überlebenden und deren Angehörigen zahlreiche Gegenstände erhalten. Die Bewahrung und Katalogisierung dieser und aller anderen Objekte stellt die Gedenkstätten vor große Probleme, sowohl was die Räumlichkeiten für eine fachgerechte Bewahrung als auch das Fachwissen zu einer ordnungsgemäßen Verzeichnung angeht. Ohne eine genaue und lückenlose Dokumentation der Provenienz können

diese Objekte in Zukunft weder in Ausstellungen gezeigt, noch in anderer Form in die Bildungsarbeit integriert werden.

*Pädagogische Vermittlungsarbeit:* Auch in der pädagogischen Arbeit mit Jugendlichen gewinnt das materielle Erbe der Zeitzeugen und die Einbeziehung historischer Dokumente ein immer größeres Gewicht, um trotz fehlender Zeitzeugen den nachfolgenden Generationen die Bedeutung des Nationalsozialismus erkennbar zu machen und mit ihnen die Lehren für die Gegenwart herauszuarbeiten. Denn der authentische Ort erschließt sich nicht von allein, sondern nur unter gezielter Nutzung unterschiedlicher historischer Dokumente, die wertvolle Informationen zu den Geschehnissen im Nationalsozialismus und zum Umgang mit der Geschichte liefern. Eine lebendige Vermittlungsarbeit bedarf immer wieder neuer Materialien, die mit neuen Fragen und neuen Perspektiven auch neue Zugänge für jüngere Besuchergruppen ermöglichen. Um dies zu gewährleisten, ist ein enger Austausch zwischen pädagogischen und archivarischen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern erforderlich.

Archive sind folglich Garant und Basis einer zukunftsfähigen Erinnerungsarbeit. Noch mehr als jetzt sollten sich Gedenkstättenarchive öffnen, ihre Dokumente der Forschung zur Verfügung stellen und als Dienstleister für unterschiedliche Zielgruppen fungieren, damit ihr Potenzial auch wirklich ausgeschöpft werden kann.

#### **4 Für die aktuelle Archivarbeit an Gedenkstätten birgt das Internet besondere Chancen – es gilt dabei aber auch einiges zu beachten.**

Am leichtesten zugänglich sind Informationen zu NS-Opfern und den historischen Orten im Internet. Angehörige und Forscher aus der ganzen Welt nutzen die Vorteile von Online-Verzeichnissen, Datenbanken und Apps. Gerade für jüngere Menschen – Angehörige der zweiten und dritten Generation genauso wie Schülerinnen und Schüler – bietet das Internet ein geeignetes Medium zur Information, Auseinandersetzung und Kontaktaufnahme. Für Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler ergibt sich durch gezielte Recherchen an unterschiedlichsten Orten die Möglichkeit, Informationen zu verknüpfen und damit neue Forschungserkenntnisse zu gewinnen. Auch für die interne Gedenkstättenarbeit sind Datenbanken von unschätzbbarer Bedeutung: Sekundenschnelle Recherchen am Schreibtisch ersetzen das mühsame Durchblättern von Karteikarten oder Listen in den Archiven.

Im Zeitalter der Digitalisierung und Bilderflut, in der Informationen leicht zugänglich und öffentlich gemacht bzw. historische Dokumente per Mausklick reproduziert werden können, wirft sich aber drängend die Frage nach einem verantwortungsvollen Umgang mit sensiblen Informationen auf. Entscheidende Voraussetzungen für eine Veröffentlichung im Internet sind, dass die im Netz dargestellten Daten historisch überprüft sind, dass die Interessen der Überlebenden und Familienangehörigen gewahrt bleiben und dass rechtliche Vorschriften zum Datenschutz eingehalten werden. Nicht alle sensiblen Daten, die zur Verfügung gestellt werden können, sollten automatisch öffentlich gemacht werden. Schon bei der Anlage von Datenbanken gilt es zu unterscheiden, welche Informationen intern bleiben und welche Daten veröffentlicht werden sollen.

Gleichzeitig ist das Feedback der Angehörigen auf die Veröffentlichung der Daten äußerst positiv. Ihre Informationen in Reaktion auf Online-Veröffentlichungen sind für die Korrektur und Ergänzung der Daten von unschätzbarem Wert.

Gut geschützt für die  
Zukunft: archiv-  
gerechte Verpackungen.  
Foto: DZOK Ulm



## 5 Archivarbeit in Gedenkstätten muss JETZT höchste Priorität haben.

In wenigen Jahren werden *die letzten Zeitzeugen des Nationalsozialismus endgültig verstummt* sein, an vielen Orten ist dies schon jetzt der Fall. Sie haben im direkten Gespräch unmittelbar von ihren Erfahrungen im Nationalsozialismus berichtet. Um auch ohne sie die Geschichte der Verfolgungsstätten und Täterorte zukünftigen Generationen vermitteln zu können, die Erinnerung wach zu halten und weitere Forschung zu ermöglichen, wird das materielle Erbe der Zeitzeugen – ihre Berichte, Nachlässe inklusive Objekte, Interviews, Dokumente, Fotos und andere Quellen – noch stärker als bisher in die Gedenkstättenarbeit einfließen müssen.

Erschwerend hinzu kommt ein *Generationswechsel in den Gedenkstätten*. Viele Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, die in den 1980er und 1990er-Jahren ihre Einrichtungen aufgebaut haben und denen die Quellen von den Überlebenden der NS-Zeit anvertraut wurden, ziehen sich altersbedingt aus der Arbeit zurück. Diejenigen, die nachfolgen, können die Bestände wegen der oben skizzierten Defizite nicht immer korrekt einordnen und in ihre Arbeit einbeziehen. Gerade in Gedenkstätten, in denen einzelne Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern das Gedächtnis der Einrichtung bildeten, droht das Wissen um die gesammelten Quellen, ihre Herkunft und ihre Hintergründe verloren zu gehen. Um dem entgegenzutreten, müssen die Archive noch möglichst vor dem Generationswechsel geordnet und erschlossen und das bei den Mitarbeitern oder noch lebenden Zeitzeugen vorhandene Wissen um die Bestände in elektronischen Datenbanken eingearbeitet und für eine zukünftige Nutzung bereitgestellt werden. Alles, was jetzt nicht fachlich gesichert wird, ist für die Bearbeitung in der Zukunft verloren. Ziel muss dabei auch sein, die Dokumentation so anzulegen, dass die Einrichtung nicht (mehr) vom Wissen Einzelner abhängig ist.

Gleichzeitig müssen mit Digitalisierung und sachgerechter Lagerung Maßnahmen getroffen werden, um dem *natürlichen Verfallsprozess der Materialien* entgegenzuwirken und sie so dauerhaft zu bewahren. Gerade Artefakte sind häufig aus fragilen Materialien und befinden sich in einem besorgniserregenden Verfallsprozess. Auch Papier



ist nicht so geduldig, wie man denkt und die richtige Lagerung kann entscheidend dazu beitragen, dass die Dokumente auch für zukünftige Generationen erhalten bleiben.

Während viele ältere Dokumente noch unerschlossen sind, *wächst das Quellenmaterial* in großem Umfang weiter, etwa durch Auswertungen bislang gesperrter Aktenbestände oder den Zugang zu bislang verschlossenen Archiven, durch letzte biografische Interviews mit Überlebenden oder durch Übergabe von Nachlässen durch Angehörige. Die Kinder- und Enkelgeneration von Tätern und Mitläufern ist nun stärker bereit als noch vor einigen Jahren, ihre privaten Unterlagen Gedenkstätten zur Verfügung zu stellen und ihre familienbiografischen Erfahrungen mitzuteilen. Doch solange die wenigen haupt- und vielen ehrenamtlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in den Gedenkstätten keine Zeit haben, diese neu erworbenen Quellen zu erschließen, solange diese nicht zugänglich gemacht werden können, sind sie für die Gedenkstätten und die Öffentlichkeit wertlos, denn nur erschlossene Quellen können genutzt werden.

Aus diesen vier Gründen ergibt sich, dass die Gedenkstätten spätestens jetzt ihre Quellen dauerhaft sichern und erschließen müssen, denn sonst werden sie in Zukunft nicht mehr genutzt werden können. Archivarbeit darf keine »Randtätigkeit« einzelner sein, die irgendwie nebenher erledigt wird. Ihr muss mehr Zeit und Aufmerksamkeit gewidmet und in der Abwägung der vielen dringlichen Aufgaben eine höhere Priorität eingeräumt werden.

## **6 Archivarbeit in Gedenkstätten kostet Geld und braucht Lobbyarbeit – ist aber nicht unerschwinglich.**

Die hohe Bedeutung der Archivarbeit muss sich in Zukunft mehr als bisher auch in den Fördertöpfen der Länder und in der Bundesgedenkstättenförderung niederschlagen.

Das Beispiel Baden-Württemberg mag dies verdeutlichen: In den Förderrichtlinien des Landes Baden-Württemberg für Gedenkstätten und Gedenkstätteninitiativen von Juli 2009 etwa wurde zwar eine dauerhafte, fachgerechte Archivierung von Materialien unter dem Punkt 7.3.1 »Wissenschaftliche Forschung und Dokumentation« als förderungswürdig festgeschrieben. Jedoch reicht die geringe Höhe der zu vergebenden Projektmittel nicht aus, um das Problem kontinuierlich und flächendeckend anzugehen. In der Vergangenheit hat die Baden-Württemberg Stiftung vereinzelt größere Archivprojekte von Gedenkstätten gefördert. Sie stellt aber ihre Kriterien um und es wird in Zukunft noch schwieriger sein als bisher, hierfür Mittel zu akquirieren.

Bei privaten Stiftungen ist es grundsätzlich wesentlich leichter, Gelder für pädagogische Projekte einzuwerben als für Archivvorhaben. Hier hat sich ausgezahlt, dass die Gedenkstätten in den letzten Jahrzehnten die Notwendigkeit pädagogischer Arbeit durch engagierte Aufklärungsarbeit in das Bewusstsein von Öffentlichkeit und Geldgebern gerückt haben. Nun gilt es eine Strategie zu entwickeln, wie die Bedeutung der Archivarbeit als Grundlage für Bildungsarbeit und Forschung am besten vermittelt werden kann.

Es scheint deshalb dringend erforderlich, dass sich die Gedenkstätten darüber verständigen, wie eine sinnvolle Lobbyarbeit gegenüber Kommunen, Ländern, Bund und privaten Geldgebern aussehen kann, mit dem klaren Ziel, auch die Archivarbeit entsprechend ihrer großen Bedeutung nachhaltig zu fördern. Es gilt sich darüber zu verständigen, ob in diesem Zusammenhang die Bundesgedenkstättenkonferenz bzw. auf Landesebene die Landesarbeitsgemeinschaften der Gedenkstätten diese Rolle über-

nehmen können oder ob andere Formen der Lobbyarbeit besser geeignet wären. Unabhängig davon, wer die Arbeit übernimmt, ist es notwendig, mit einer guten Öffentlichkeitsarbeit die Bedeutung der in den Gedenkstätten lagernden Schätze und die Notwendigkeit der Archivarbeit Politik und Öffentlichkeit stärker bewusst zu machen. Darüber hinaus müssen alle Gedenkstätten die Suche nach existierenden Fördermöglichkeiten ausweiten und aktiv angehen, etwa auch durch gezieltes Ansprechen von Sponsoren.

Archivarbeit verursacht Kosten – vor allem durch die damit betrauten Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, die Anschaffung konservatorisch sinnvoller Verpackungen und einer geeigneten Archivsoftware sowie die Lagerung der Materialien in geeigneten Räumlichkeiten. Doch auch mit wenigen Mitteln kann schon einiges erreicht werden, zum Beispiel durch die Digitalisierung von Fotos mit einem handelsüblichen Scanner, die grobe Erfassung der Quellen in Inventarisierungslisten oder kostenlosen Datenbankprogrammen und die Berücksichtigung grundlegendster Anforderungen an die Lagerung und Verpackung. Deshalb sollten sich gerade die kleinen und finanziell schlecht ausgestatteten Gedenkstätten nicht von den Kosten abschrecken lassen, denn jeder kleine Schritt, der gemacht wird, ist besser, als nichts zu tun.

## **7 Archivarbeit in Gedenkstätten muss sich an professionellen Standards orientieren.**

Für eine sachgerechte Archivarbeit in Gedenkstätten müssen grundlegende Standards der Archivierung eingehalten werden, um den inhaltlichen und ideellen Wert und den äußeren Erhaltungszustand der Sammlungen dauerhaft zu bewahren. Dabei gilt es jedoch, die allgemein geltenden Standards in klassischen Archiven und Museen an die besonderen Anforderungen von Gedenkstättenansammlungen anzupassen. Bei dem sehr heterogenen Sammlungsgut in Gedenkstätten spielen Originalität und Provenienz oft eine geringere Rolle als in klassischen Archiven. Die historischen Hintergründe und Zusammenhänge der Quellen sind dafür für ihr Verständnis und ihre Deutung umso wichtiger. Um eine umfassende Auswertung der Quellen gewährleisten zu können, ist zudem eine besonders tief gehende Erschließung der Archivalien notwendig bzw. wünschenswert, die weit über die Verzeichnungsansprüche klassischer Archive hinausgeht. Die Bandbreite der zu erschließenden Quellengruppen ist in der Regel groß: Schriftgut, Egodokumente, Plakate, Fotos, Filme und Tondokumente. Dreidimensionale Objekte sind – anders als im Museumsdepot – bei vielen Gedenkstätten eher weniger zu finden. Wie Archive und Museen müssen auch Gedenkstättenarchive ein klares Profil entwickeln, an dem sich ihre Sammlungstätigkeit und Entscheidungen über die Archivwürdigkeit von Materialien orientiert.

Die Pflege solcher Sammlungen ist besonders arbeitsintensiv und erfordert ein hohes Maß an Fachkompetenz und Flexibilität. Dabei kommt technischen Aspekten eine immer größere Bedeutung zu. Voraussetzung für eine erfolgreiche Archivarbeit ist deshalb die generelle Bereitschaft zur Professionalisierung, sei es durch Einstellung ausgebildeter Archivare, Dokumentare und Museologen oder durch Weiterbildung der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter. Dem steht aber die schlechte materielle und persönliche Ausstattung der Gedenkstätten entgegen. Um dieses Dilemma zu lösen, müssen Gedenkstätten gemeinsam innovative Lösungen erarbeiten und miteinander teilen, die den Möglichkeiten und Bedürfnissen der Gedenkstätten entsprechen und die Archivarbeit möglichst einfach, kostengünstig und nachhaltig gestalten.

## **8 Archivarbeit in Gedenkstätten erfordert Kooperationen und Vernetzung mit anderen Institutionen.**

Aus dem Spannungsverhältnis zwischen den wenigen Mitteln und der Dringlichkeit der Aufgaben ergibt sich die Notwendigkeit, bei der Erarbeitung und Weitergabe von Lösungen stärker als bisher mit anderen Institutionen zusammenzuarbeiten. Kooperationen und Vernetzungen können im Zusammenhang mit Wissenstransfer und Informationsaustausch, aber möglicherweise auch im Hinblick auf die Bereitstellung von Infrastruktur, die für die Erschließung und Nutzung der Quellen notwendig ist, sinnvoll sein. Kosten könnten etwa durch Sammelbestellungen von Archivmaterialien oder gemeinsamer Anschaffung von Software reduziert werden. Denkbar wäre z.B. für kleine bürgerschaftliche Gedenkstätten auch ein zentralisiertes Archiv innerhalb eines Gedenkstättenverbundes, in dem die unterschiedlichen Quellen an einem Ort zusammengeführt und in einem Datenbanksystem erschlossen werden, ohne dass ihre Herkunft und Zugehörigkeit zu einer bestimmten Gedenkstätte verloren geht. Individuell zu prüfen ist auch, inwieweit Gedenkstätten mit gut aufgestellten und kooperationswilligen Kommunalarchiven zusammenarbeiten können. Gerade die Kooperation mit Archiven hinsichtlich der Papierrestaurierung oder mit Museen zur Lagerung von Objekten ist bei der Bewältigung dieser Aufgaben eine große Hilfe.

So ist diese These auch ein Appell an die Gedenkstätten, offen über sinnvolle Synergieeffekte von Kooperationen zu diskutieren und gemeinsam Wege zu entwickeln, wie sich die Professionalisierung von Archivarbeit mit dem bürgerschaftlichen Charakter vieler Gedenkstätten vereinbaren lässt. Damit die Kluft bei der Lösung existenzieller Arbeitsaufgaben nicht noch größer wird, brauchen wir – verbunden mit der Vernetzung – einen Wissenstransfer von denjenigen Gedenkstätten, die in der Archivarbeit schon weiter sind, zu denen, die damit noch am Anfang stehen. Die Diskussion darf deshalb nicht bei dieser ersten Bestandsaufnahme stehen bleiben, sondern muss in konkrete Maßnahmen münden, wie z.B. die Entwicklung und Durchführung von Fortbildungsangeboten sowie die Herausgabe von praxisorientiertem Anleitungsmaterial. Hilfreich wäre außerdem die Einrichtung von Beratungsstellen für die praktische Arbeit und Unterstützung bei Projektanträgen. Das 60. Bundesgedenkstättenseminar hat gezeigt, wie groß der Bedarf ist – es kommt jetzt darauf an, diesen wichtigen Impuls in die Praxis umzusetzen.

**Ulrike Holdt**, Historikerin und Archivarin, ist wissenschaftliche Mitarbeiterin im Dokumentationszentrum Oberer Kuhberg Ulm, KZ-Gedenkstätte.

**Nicola Wenge**, Dr. phil., Historikerin, ist Leiterin des Dokumentationszentrums Oberer Kuhberg Ulm, KZ-Gedenkstätte, und Mitglied im Sprecherrat der Landesarbeitsgemeinschaft der Gedenkstätten und Gedenkstätteninitiativen Baden-Württemberg.



Fotos: DZOK Ulm

# Kommentar zu den Thesen zur Archivarbeit an Gedenkstätten

*Johannes Ibel*

**Thesen 1 und 2:** Gedenkstätten verfügen über wertvolle Spezialarchive und/oder »wilde Sammlungen«, die sie nutzbar machen müssen.

Wenn auch heterogen oder ungeordnet: Der Wert der Gedenkstättenarchive liegt in erster Linie in ihrer spezifischen thematischen Ausrichtung und der lokalen Kompetenz der Mitarbeiter. Außerdem sind sie weiter wachsend, z.B. durch sogenannte Ego-Dokumente. Und selbst ihre Kopien von originalen Dokumenten sind wertvoll, denn sie gewährleisten Verfügbarkeit und können vor Totalverlust bewahren. Aber haben Gedenkstättenarchive tatsächlich auch einen Wert für die Nachwelt? Oder sind sie Mittel und Resultat einer fast schon internen Funktion für aktuelle Forschungsvorhaben und museale Zwecke (»intern« im gedenkstättenübergreifenden Sinn; der marginale Einsatz von Gebührenordnungen belegt diese Hauptfunktion). Der »wilde« Aspekt der Gedenkstättenarchive äußert sich in Mängeln, unprofessionellem Dilettantismus und einer massiven Abhängigkeit von personeller Kontinuität. Mitarbeiter werden selbst zu Zeitzeugen, denen mit Methoden der Oral History eine Dokumentation der Provenienz ihrer Archivalien entlockt werden kann. Im Zweifel aber werden die Schätze der Gedenkstätten auch ohne Dokumentation genutzt. Die Verwendung ist pragmatisch, nicht perfekt, aber effizient. Eine saubere Verzeichnung mit Tiefenerschließung auf Basis einer durchdachten Archivtektonik ist meist ein Desiderat.

**These 3:** Archivarbeit als Fundament zukünftiger Gedenkstättenarbeit

Gedenkstättenarbeit ist historisch-wissenschaftliche Forschung, Auskunft und Information sowie pädagogische Vermittlung. Gedenkstättenarbeit bewegt sich in einem ambivalenten Spannungsfeld zwischen Aktion und Reaktion. Aktion im Archiv ist die Erschließung; sie steigert die Effizienz, aber auch die Qualität. Reaktion kostet Zeit und verzögert die Erschließung; sie bringt aber oft auch neue Informationen und steigert dadurch ebenfalls die Qualität.

**Zusammenfassung Thesen 1 bis 3**

Es darf keinen Elfenbeinturm der archivischen Verzeichnung geben. Gedenkstättenarbeit lebt von und durch den Austausch mit Besuchern und Nutzern. Die »wilde« Vorgehensweise der Spezialarchive der Gedenkstätten wirkt wie eine Destillierapparatur, die die wertvollsten Ingredienzien gefiltert zusammenführt und punktgenau an den authentischen Orten verfügbar macht.

**These 4:** Das Internet als Chance

Was nicht im Netz steht, wird nicht mehr wahrgenommen. Die Frage ist nicht mehr, ob etwas digitalisiert wird, sondern was zuerst. Doch nicht alles muss öffentlich online gestellt werden. Allein schon die Information über das Vorhandensein von Materialien wäre sehr hilfreich, etwa durch Bestandsverzeichnisse als Findmittel oder Ausstellungsinhalte als »Appetizer« in »offenen Archiven«.

### **These 5:** Priorität jetzt

Vier Gründe sprechen für die Dringlichkeit von sofortiger Archivarbeit:

- Die Zeitzeugen sterben aus.
- Auch die Mitarbeiter verschwinden (Generationswechsel in den Gedenkstätten).
- Nötige Maßnahmen zur Langzeitkonservierung müssen jetzt in die Wege geleitet werden (das betrifft z.B. säurehaltige Originalakten oder auch AV-Medien: Viele Videokassetten etwa werden bald nicht mehr lesbar sein. Eine dauerhafte Lesbarkeit von DVDs gilt schon lange als widerlegt).
- Die Erschließung ist Voraussetzung für die Nutzung

Doch darf dafür der Bildungsauftrag auf der Strecke bleiben? Archivarbeit findet im Verborgenen statt. Die öffentliche Wahrnehmung aber, vor allem auf der politischen Ebene, braucht PR-taugliche Resultate zu aktuellen Themen für ein erfolgreiches Fundraising. Das derzeit omnipräsente Sujet der sogenannten Zeitzeugeninterviews veranschaulicht dies eindrücklich. Deshalb sei – als Antithese – die Frage erlaubt: Könnte eine Priorisierung der Archivarbeit kontraproduktiv für die eigenen Interessen der Gedenkstätten sein?

### **These 6:** Mehr Gewicht bei Geld & Lobbyarbeit

Archivarbeit ist zeit- und kostenintensiv: Im analogen Bereich, etwa bei der Einrichtung eines Sammlungsdepots für Objekte, müssen bereits für ein sehr kleines Gemälde-regal über 10 000 € investiert werden. Im immer wichtigeren digitalen Bereich kann man z.B. für eine Archivdatenbank inklusive Import von bereits vorhandenen Datenbeständen (das sogenannte Einpflegen) sehr schnell einen fast sechsstelligen Betrag ausgeben – ohne Hardware, wohlgerneht. Mit Blick auf die Antithese zu These 5 erscheint eine Priorisierung der wesentlich förderungskompatibleren Bildungsarbeit keineswegs abwegig. Das vergleichsweise unpopuläre Image von Archivarbeit könnte sich bei der Mittelbeschaffung in summa als kontraproduktiv erweisen.

### **These 7:** Verwendung professioneller Standards

Ohne Zweifel sollten professionelle Standards bei der Archivarbeit Berücksichtigung finden. Auf analoger Ebene wären dies zum Beispiel säurefreie Verpackung oder eine Klimatisierung, auf digitaler eine Qualitätskontrolle und Nachbearbeitung der Digitalisate, Datenbankpflege, Sicherung durch Back-Ups und Datenmigration, die Verwendung maschinenlesbarer Open-Source-Datenformate, ISO-Normen der EUROPEANA, alphabetische Schlagwortkataloge oder hierarchische Thesauri. Die Besonderheit der Gedenkstättenarchive liegt in den Massen an personenbezogenen Daten und den sich daraus ergebenden Schnittmengen zahlreicher Institutionen. Bereits diese thematische Überschneidung legt ein Sharing-Modell nahe, sodass nicht jede kleine Einrichtung »das Rad immer wieder neu erfinden« muss.

### **These 8:** Kooperation und Vernetzung

Kooperation und Vernetzung sind zweifelsohne sehr zu begrüßen. Indes war eine erfolgreiche Umsetzung dieses Wunsches bislang nicht so ohne Weiteres möglich. Seit fast zwei Jahrzehnten bereits bemühen sich die Archivmitarbeiter deutscher Gedenkstätten und mittlerweile auch vieler internationaler Einrichtungen um eine gemeinsame Datenbasis. Als konkretes Resultat dieser Anstrengungen – mit ausgeprägtem Pilotcha-

Johannes Ibel beim Vortrag während des bundesweiten Gedenkstättenseminars in Bad Urach, Juni 2014. Foto: Landeszentrale für politische Bildung Baden-Württemberg.



rakter – kann die digitalisierte Häftlingskartei des SS-Wirtschafts-Verwaltungshauptamtes (»WVHA-Häftlingskartei«) benannt werden. Seit Neuestem steht sie den Projektpartnern auch online zur Verfügung (im ausschließlich kennwortgeschützten Zugang als Teil der neuen Archivdatenbank der KZ-Gedenkstätte Flossenbürg). Weitere Beispiele wären etwa das Portal »Zwangsarbeit im NS-Staat« des Bundesarchivs oder – mit hoffnungsvollen Zukunftsaussichten – das EU-Projekt »European Holocaust Research Infrastructure« (EHRI). Bei allen Kooperations- und Vernetzungsbemühungen entscheiden stets individueller Aufwand und Nutzen über die Intensität einer Beteiligung. Dabei bietet eine bereits vorhandene Infrastruktur eine kostengünstige Möglichkeit für große Synergieeffekte. Durch den Ausbau der Datenautobahnen haben sich hier mittlerweile sehr realistische Möglichkeiten für eine Zusammenarbeit via Internet ergeben.

### **Zusammenfassung**

Um die zu Beginn der Veranstaltung formulierte Forderung nach einer grundlegenden Wandlung aufzugreifen: Sind Gedenkstätten zeithistorische Museen? Ja, auch sie verfügen über Ausstellungen und Objekte. Doch sind sie noch viel mehr darüber hinaus: Ihr Kernthema sind die betroffenen Menschen, die Opfer und ihre Angehörigen, Gräber, Gedenken, Erinnern. Insbesondere verfolgen Gedenkstätten das Ziel, das Engagement für Demokratie zu stärken. Mit ihren heterogenen Beständen – insbesondere Schriftgut und Fotografien – befinden sie sich aber in größerer Nähe zu den Archiven als zu den Museen. Insofern erscheint die Adaption einer musealen Arbeitsweise weniger bedeutend als die Verwendung archivischer Techniken. Archivarbeit ist die Voraussetzung zur Aufrechterhaltung einer zeitgemäßen wenn nicht überhaupt von politischer Bildungsarbeit in Gedenkstätten. Insbesondere Kooperation und Internet könnten Gedenkstätten, auch kleinen bürgerschaftlichen, eine kostengünstige Professionalisierung ihrer Archivarbeit ermöglichen, damit auch deren wertvolle Spezialarchive etwas weniger »wild« werden.

**Johannes Ibel** ist seit 2000 Mitarbeiter und seit 2011 Leiter der historischen Abteilung der KZ-Gedenkstätte Flossenbürg. Er war Projektleiter der Erarbeitung von Häftlingsdatenbank und Namensbuch, der Digitalisierung der Häftlingskartei des SS-Wirtschafts-Verwaltungshauptamtes und arbeitet aktuell neben anderem am digitalem Online-Archiv (Flossenbürg Memorial Archives).

# Archivarbeit im Dokumentationszentrum Oberer Kuhberg Ulm

*Ulrike Holdt*

Das am Ulmer Stadtrand gelegene Fort Oberer Kuhberg, ein Teil der im 19. Jahrhundert errichteten Bundesfestung Ulm, in dem sich von 1933 bis 1935 das KZ Oberer Kuhberg befand, ist kein Ort, der zu längerem Aufenthalt einlädt. Nur wenige Räume sind beheizbar, etwa für die Arbeit mit Schülern und Studenten, und die vielen Maueröffnungen und undichten Fenster bieten kaum Schutz vor Kälte, Nässe, Insekten und kleinen Nagetieren, die beinahe ungehindert in das Gebäude eindringen können. An eine – konservatorisch sinnvolle – Lagerung historischer Materialien ist dort nicht zu denken.

Die Geschäftsstelle des Dokumentationszentrums Oberer Kuhberg (DZOK) befindet sich deshalb in angemieteten Räumlichkeiten in der Ulmer Innenstadt, nur wenige Gehminuten vom Ulmer Münster entfernt. Die Verankerung im »Herzen der Stadt« hat neben der besseren Infrastruktur für die Mitarbeiter auch konkrete Vorteile für Besucher und Nutzer des Dokumentationszentrums. So befinden sich in der Geschäftsstelle nicht nur Büroräume, sondern auch eine Präsenzbibliothek mit etwa 5000 Büchern, das Archiv und ein Raum, der u.a. Platz für Zeitzeugengespräche, Besuche oder kleinere Veranstaltungen bietet. Hier sitzen auch die Benutzer von Archiv und Bibliothek, denn ein eigener Leseraum ist nicht vorhanden.

Das Ulmer Dokumentationszentrum, das 1977 nach jahrzehntelangem Ringen auf Betreiben der Lagergemeinschaft Heuberg-Kuhberg-Welzheim und engagierter Ulmer Bürger gegründet wurde, versteht sich nicht nur als Dokumentationsstelle für die Geschichte des KZ Oberer Kuhberg, sondern auch als ein zentraler Ort für die Dokumentation der frühen Konzentrationslager in Württemberg, zu denen vor allem das KZ Heuberg bei Stetten am kalten Markt, das institutionelle Vorgängerlager des KZ Oberer Kuhberg und die »Schutzhaftabteilung« für weibliche Häftlinge im Gefängnis Gotteszell gehörten. Neben allgemeinen Quellen zur Entwicklung dieser Lager sammelt das DZOK schwerpunktmäßig auch Materialien zu den Biografien der Männer und Frauen, die dort inhaftiert waren.

Ein weiterer großer Sammlungsschwerpunkt des DZOK als regionaler Geschichts-ort für die NS-Zeit ist die Geschichte des Nationalsozialismus in der Region Ulm mit allen damit verbundenen Themenkomplexen. Dokumentiert wird darüber hinaus der Umgang mit dem Nationalsozialismus in der Ulmer Stadtgesellschaft nach 1945, die Geschichte der Lagergemeinschaft Heuberg-Kuhberg-Welzheim, die Entstehung der Gedenkstätte am Oberen Kuhberg und die Entwicklung und Arbeit des Dokumentationszentrums.

Die vorhandene Sammlung ist über vier Jahrzehnte entstanden. Der erste Aufruf zur Abgabe von historischen Materialien erfolgte bereits Anfang der 1970er-Jahre durch die Lagergemeinschaft Heuberg-Kuhberg-Welzheim. Seitdem ist das Archiv kontinuierlich gewachsen und fast jede Woche kommen neue Materialien hinzu. Die Abgaben reichen von einer einzelnen Postkarte oder historischen Fotos bis zu umfangreichen Nachlässen. Die Kontaktaufnahme ist unterschiedlich: Manchmal setzen sich die Leihgeber von sich aus mit dem DZOK in Verbindung oder bringen die Materialien

Nachfahren einer aus Ulm stammenden jüdischen Familie übergeben dem DZOK historische Materialien. Sie hatten diese aus Israel mitgebracht, wohin ihre Eltern Ende der 1930er-Jahre geflohen waren.  
Foto: DZOK Ulm



einfach in die Geschäftsstelle. Zum Teil gehen die Mitarbeiter aber auch gezielt auf die Suche, sprechen Zeitzeugen oder deren Nachfahren an und bitten sie, Materialien zur Verfügung zu stellen. Obwohl, oder vielleicht auch gerade weil die Zeugen des Nationalsozialismus immer weniger werden, ist die Bereitschaft zur Übergabe von Archivmaterialien an eine geeignete Institution hoch. Insbesondere die Kinder- und Enkelgeneration ist bereit, private Unterlagen abzugeben und über ihre familienbiografischen Erfahrungen zu sprechen.

Das Archiv des DZOK umfasst aktuell etwa 70 Regalmeter Schriftgut, von denen bislang etwa 50 Meter erschlossen sind. Hinzu kommen circa 5000 Fotos, 1000 Bände zeitgenössische Literatur aus der NS-Zeit, eine recht umfassende Sammlung nationalsozialistischer Zeitungen und Zeitschriften, eine Plakat- und Flugblattsammlung und eine kleine museale Sammlung von circa 150 dreidimensionalen Objekten. Das Medienarchiv enthält zudem ungefähr 50 Zeitzeugeninterviews, die bis vor wenigen Monaten hauptsächlich auf Tonbandkassetten vorlagen, sowie einige historische Filmaufnahmen.

Die Bestände sind von einer großen Heterogenität geprägt, sowohl was Herkunft und thematische Zuordnung, aber auch Erscheinungsform und Erhaltungszustand angeht. Anders als in klassischen Archiven, wie etwa kommunalen und staatlichen Archiven, spielt Originalität eine geringere Rolle, das heißt bei einem Teil der Bestände handelt es sich nicht um Originale, sondern um Kopien, Scans oder Reproduktionen. Dies ist meist dann der Fall, wenn Leihgeber sich nicht von den Originalen trennen wollen. Für Archivare, die in klassischen Archiven ausgebildet wurden, mag dies zunächst seltsam erscheinen. Tatsächlich macht es in der alltäglichen Arbeit des DZOK aber kaum einen Unterschied, ob ein Original oder eine Kopie vorliegt, sofern die Kopie eine gute Qualität hat. Zum anderen stellt sich oft heraus, dass die im DZOK vorhandenen Kopien mittlerweile zu Unikaten geworden sind, weil die Menschen, die die Originale behalten haben, gestorben und ihre Hinterlassenschaften damit endgültig verloren gegangen sind. Durch gezielte Recherchen gelangen außerdem regelmäßig Kopien aus anderen Archiven in das DZOK, die für Dokumentationszwecke und wissenschaftliche Arbeiten äußerst wertvoll sind. Diese Kopien dürfen – entsprechend den Archivordnungen der



jeweiligen Herkunftsarchive – nur intern genutzt werden und sind externen Archivbenutzern nicht zugänglich.

Kernstück der Sammlung sind zum einen Hunderte Zeitzeugenberichte, die zum Teil als Audios, zum überwiegenden Teil aber als schriftliche Zeugnisse vorliegen, die zu verschiedenen Zeiten in unterschiedlicher Form und Intention angefertigt wurden. Zum anderen sind es Nachlässe und Deposita einzelner Personen – derzeit etwa 70 Stück –, die wie die gesamte Sammlung des DZOK eine große thematische Bandbreite abdecken. Neben Nachlässen ehemaliger Häftlinge der KZ Heuberg und Oberer Kuhberg und Mitgliedern der Lagergemeinschaft Heuberg-Kuhberg-Welzheim finden sich zum Beispiel Nachlässe von emigrierten jüdischen Ulmer Bürgern, ehemaligen Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeitern sowie Personen aus dem Umfeld der Weißen Rose. Im Sommer dieses Jahres wurde außerdem erstmals der Nachlass eines Sinto übergeben. Relativ neu ist, dass auch Nachlässe von aus der Region Ulm stammenden Tätern und Mitläufern angeboten werden. So erhielt das DZOK zuletzt den Nachlass des NSDAP-Ortsgruppenleiters für die Ortsgruppe Ulm-Kuhberg, Wilhelm Ziegler. Die insbesondere in den Nachlässen befindlichen »Egodokumente«, privaten Schriftstücke und Fotos, die die NS-Zeit aus der unmittelbaren Sicht der jeweiligen Personen widerspiegeln, sind Quellen, die in staatlichen oder kommunalen Archiven nicht zu finden sind. Die Sammlung des DZOK stellt deshalb eine wichtige Ergänzung zur städtischen Überlieferung im Ulmer Stadtarchiv dar.

In den Anfängen des DZOK wurden die gesammelten Materialien im Fort Oberer Kuhberg gelagert, was in konservatorischer Hinsicht denkbar ungünstig war. Abgesehen davon, dass die historischen Quellen dort nur schwer vor Schädlingen geschützt werden konnten, waren die Räume starken Temperatur- und vor allem Luftfeuchtigkeitsschwankungen unterworfen. Die Materialien wurden anfangs auch noch nicht richtig erfasst und die Herkunft nur lückenhaft festgehalten. Ziel des Sammelns war zunächst nicht die Einrichtung eines Archivs, sondern die Geschehnisse in den frühen württembergischen Konzentrationslagern zu dokumentieren und die Erinnerung an den regionalen Widerstand und seine Verfolgung wach zu halten.

Eine Professionalisierung der Arbeit, mit der auch eine Erweiterung des Themenspektrums einherging, setzte ein, als Anfang der 1990er-Jahre Räumlichkeiten in der Ulmer Oststadt angemietet wurden und im Rahmen von zwei Archivprojekten mit Unterstützung der Stiftung Kulturgut Baden-Württemberg eine Historikerin für insgesamt sechs Jahre angestellt werden konnte. Sie ordnete, erschloss und verzeichnete die Materialien in einer damals recht fortschrittlichen EDV-Datenbank und erstellte zwei Findbücher zu den Beständen. Durch Schenkungen von ausgemusterten Regalen, Schränken und Archivkartons von anderen Archiven und Bibliotheken konnte zum ersten Mal ein gesonderter Archivraum eingerichtet werden. Dessen Ausstattung war zwar nicht ideal – zum Beispiel waren und sind die Archivkartons nicht säurefrei – aber angesichts der geringen finanziellen Mittel des DZOK waren sie eine mehr als willkommene Hilfe.

Die Archivstelle konnte dann seit 2000, nach Ablauf des zweiten Archivprojektes, nicht mehr besetzt werden, weil das Geld dafür fehlte. Auch in den folgenden zwölf Jahren kamen kontinuierlich neue Archivalien ins DZOK, die genau wie Archivanfragen von Leiter/in und der Bibliothekarin »nebenbei« bearbeitet wurden. Da die neu eingegangenen Materialien aus Zeitgründen und auch weil das Fachwissen fehlte, nicht

professionell erfasst werden konnten, bildete sich ein großer Rückstau, der zum Teil noch heute besteht.

Seit 2012 läuft im DZOK ein neues Archivprojekt mit dem Titel »Quellen und Dokumente der Zeitzeugen des Nationalsozialismus der Öffentlichkeit zugänglich machen. Ein Modell-Archivprojekt für bürgerschaftlich organisierte KZ-Gedenkstätten«, das vom Bund und vom Land Baden-Württemberg finanziert wird. Ziele des Projektes sind die Sicherung und Zugänglichmachung der Quellen im DZOK, die Einrichtung einer Häftlingsdatenbank und die Erstellung einer Handreichung zur Archivarbeit an bürgerschaftlich getragenen Gedenkstätten. Im Rahmen dieses Projektes konnte eine wissenschaftliche Archivarin für die Dauer von drei Jahren eingestellt werden.

Der erste Schritt in diesem Projekt war die Einrichtung einer neuen Archivdatenbank, in die die alten Datenbanken übertragen wurden. Als neue Software wurde *Faust 7 Professional* ausgewählt. Abgesehen davon, dass die alten Datenbanken technisch veraltet waren, bietet die neue Datenbank nun die Mög-

lichkeit, über verschiedene Objektarten hinweg zu recherchieren – das heißt, man kann mit einer Suche sowohl Schriftgut als auch Fotos, dreidimensionale Objekte, Ton- und Filmdokumente sowie Bücher zu einer Person oder einem Thema finden. Früher war diese Recherche sehr viel aufwändiger.

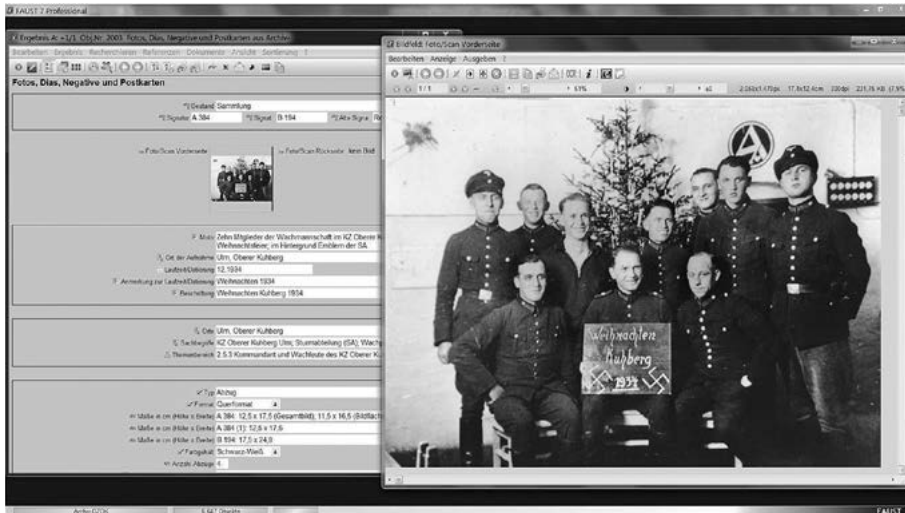
In der neuen Datenbank werden nun kontinuierlich die Archivalien erfasst, die in den letzten zwölf Jahren an das DZOK übergeben wurden und bislang nicht bearbeitet werden konnten. Dazu wurden eigene Erfassungsmasken angelegt. Unterschieden wird zwischen Schriftgut, Fotos, Dias und Negativen, Filmen, Tondokumenten und dreidimensionalen Objekten. Die Datenbank bietet die Möglichkeit, Digitalisate zu importieren, sodass sie direkt am Bildschirm angesehen, zum Betrachten von Details vergrößert, per E-Mail versendet oder für Publikationen exportiert werden können. Dies stellt zum einen eine große Erleichterung in der täglichen Arbeit dar, zum anderen werden die

Originale durch die Digitalisierung dauerhaft gesichert und dadurch, dass sie kaum noch herausgeholt werden müssen, geschont. Dasselbe gilt für die dreidimensionalen Objekte, die ebenfalls durch Fotos in der Datenbank visualisiert werden.

Ein weiterer Schwerpunkt des Archivprojektes ist die Digitalisierung: In den letzten zwei Jahren wurde der gesamte Fotobestand, etwa 5000 Fotos, mit einem Flachbettscanner eingescannt. Nach und nach werden die Scans nun zu den entsprechenden Datensätzen in die Datenbank geladen. Beide Arbeitsschritte sind sehr zeitaufwändig und wären ohne die Unterstützung ehrenamtlicher Kräfte nicht möglich. Es gehört zum Selbstverständnis des DZOK als bürgerschaftlich getragene Institution, dass hauptamtliche Mitarbeiter gemeinsam mit Freiwilligen arbeiten, die unterschiedliche Motivationen, berufliche Qualifikationen und persönliche Hintergründe mitbringen. Freiwillige sind in allen Tätigkeitsfeldern des DZOK aktiv, insbesondere in der pädagogischen Arbeit. Durch das Archivprojekt hat sich ein neuer Kreis sehr engagierter Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter gebildet, die das Projekt mit vorantreiben. Dank ihnen ist es auch möglich, Interviews und schriftliche Quellen, wie z.B. Briefe, die in der pädagogischen Arbeit eingesetzt werden sollen, zu transkribieren, denn immer weniger Benutzer und

Der Archivraum mit den neuen Regalen.  
Foto: DZOK Ulm





Erfassungsmaske für Fotos in der neuen Archivdatenbank.  
Foto: DZOK Ulm

vor allem Schüler können alte Handschriften lesen. Neben den Fotos wurden auch die audiovisuellen Medien digitalisiert. Hier wurden die Dienste eines externen Anbieters in Anspruch genommen. Auch diese digitalen Dateien werden in den kommenden Monaten in die Archivdatenbank geladen werden, sodass z.B. Interviews direkt aus der Datenbank heraus angehört bzw. angesehen werden können. Durch die Digitalisierung besteht nun erstmals Zugriff auf einige Filme, die bislang noch nicht gesichtet werden konnten, weil die Abspielgeräte dafür fehlten, z.B. *VHS* und *Super 8*.

Ein wichtiger Schritt war zudem die Umgestaltung des Archivraums, der mit Teppichboden, wasserführenden Heizungsrohren und großen Fenstern keine idealen Bedingungen für die Langzeitarchivierung bietet. Zudem war der Raum wie bereits dargestellt mit geschenkten Regalen und Schränken bestückt, die ursprünglich nicht für die Lagerung von Archivgut gedacht und deren Maße nicht passgenau waren. Der nur etwa 21 qm große Raum war deshalb schon fast voll und sehr eng. Im Rahmen des Archivprojektes konnte nun ein Teil der alten Regale durch neue, speziell auf die Anforderungen von Archiven abgestimmte Regale ersetzt werden, die den vorhandenen Platz sehr viel besser ausnutzen. So konnten durch die neuen Regale mehrere Regalmeter zusätzlich gewonnen werden, sodass der Platz auch für die kommenden Jahre ausreichen wird. Außerdem wurde der Raum materialgerecht so umstrukturiert, dass – im Rahmen der Möglichkeiten – die konservatorisch bestmögliche Lagerung der verschiedenen Materialien gewährleistet ist.

Der Einbau von spezieller Technik zur Regulierung von Temperatur und Luftfeuchtigkeit ist aus finanziellen Gründen nicht möglich und wäre vermutlich auch schwer umzusetzen, da die Räumlichkeiten nur angemietet sind. Durch ständig ausgeschaltete Heizkörper, heruntergelassene Rollläden und geschlossene Türen wird jedoch versucht das Klima im Archivraum möglichst konstant zu halten und Staubentwicklung zu vermeiden, was auch recht gut gelingt. Zehn Zentimeter Abstand der untersten Regalbretter zum Boden soll vermeiden, dass die Archivboxen im Falle eines Wasserrohrbruchs im Wasser stehen. Außerdem darf der Raum nur von den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern des DZOK betreten werden. Diese kleinen, kostenlosen Maßnahmen können im Rahmen des Möglichen schon einiges bewirken.

Für die Archivalien, die in den letzten Jahren erschlossen wurden, werden archivgerechte Verpackungen verwendet, um das Papier, das oft stark säurehaltig ist, langfristig zu erhalten. Schriftgut wird in Jurismappen (Vierklappenmappen) und Frontklappenboxen verpackt; Fotos werden nach der Digitalisierung einzeln in Pergaminhüllen und dann in säurefreie Kartons gelegt. Dreidimensionale Objekte werden, wenn es die Größe erlaubt, in Japanpapier eingewickelt und ebenfalls in säurefreien Kartons gelagert. Langfristig soll der gesamte Altbestand, der seit Jahren in geschenkten, nicht säurefreien Archivkartons gelagert wird, in geeignete Boxen umgebettet werden. Dazu fehlen jedoch derzeit die Mittel.

Bei allen genannten Arbeiten wurde darauf geachtet, die einzelnen Arbeitsschritte und notwendigen Standards möglichst einfach und klar zu gestalten und schriftlich so zu dokumentieren, dass sie leicht nachvollzogen werden können. Dies bildet die Grundlage für die interne Anleitung ehrenamtlicher Mitarbeiter des DZOK und zugleich die Basis für die bereits erwähnte Handreichung, durch die die im Projekt gewonnenen Erkenntnisse am Ende des Projektes anderen Gedenkstätten für ihre Arbeit zur Verfügung gestellt werden sollen.

Ein weiteres Ergebnis des Projekts wird eine neue Häftlingsdatenbank zu den Häftlingen des KZ Oberer Kuhberg sein, die ab Frühjahr 2015 über das Internet zugänglich sein wird. In diese Datenbank sind die Informationen eingeflossen, die bereits in den 1990er-Jahren recherchiert wurden und die bislang nur in einer Medienstation in der KZ-Gedenkstätte eingesehen werden konnten. Diese Informationen wurden und werden derzeit noch durch Auswertung neuer Publikationen und vor allem durch Archivrecherchen ergänzt. Aktuell umfasst die Häftlingsdatenbank Datensätze zu 524 Häftlingen. Gegenüber den alten Häftlingsverzeichnissen ist die neue Datenbank, die ebenfalls in *Faust 7* angelegt wurde, ein deutlicher Gewinn. So können zum Beispiel Fotos und Dokumente direkt in die Datensätze integriert werden. Außerdem macht die Struktur der Datenbank eine statistische Auswertung verschiedener Aspekte möglich, die neue Perspektiven der Forschung zur Häftlingsgesellschaft im KZ Oberer Kuhberg eröffnen. Auch die Beantwortung von Anfragen nach Häftlingen ist mithilfe der neuen Datenbank sehr viel leichter. Bei der Auswahl der Daten wurde sensibel vorgegangen – nicht alles, was bekannt ist, muss auch online erscheinen. So wird die für Benutzer in der Geschäftsstelle zugängliche Häftlingsdatenbank sehr viel mehr Informationen enthalten als die Online-Datenbank.

Zum Abschluss noch einige Worte zu den Archivbenutzerinnen und -benutzern: Das DZOK bekommt vor allem familienbiografische Anfragen, etwa von Nachfahren ehemaliger Häftlinge oder früher in Ulm wohnhaften jüdischen Bürgern. Aber auch Wissenschaftler, Journalisten, Lehrer oder einfach nur interessierte Bürgerinnen und Bürger fragen zu den unterschiedlichsten Themen an. Viele dieser Anfragen können per E-Mail beantwortet werden. Außerdem können Benutzer die Archivbestände nach Voranmeldung in der Geschäftsstelle einsehen. Einen großen und wichtigen Teil der Benutzer stellen Schülerinnen und Schüler dar, die im Rahmen von Facharbeiten, GFS oder Seminararbeiten zu bestimmten meist lokalhistorischen Themen recherchieren und von den Mitarbeiterinnen individuell betreut werden.

**Ulrike Holdt**, Historikerin und Archivarin, ist wissenschaftliche Mitarbeiterin im Dokumentationszentrum Oberer Kuhberg Ulm, KZ-Gedenkstätte.

# Ausgebaut – erweitert – erneuert

## ERFOLGREICHE ENTWICKLUNG DES NS-DOKUMENTATIONS-ZENTRUMS DER STADT KÖLN IN DEN LETZTEN JAHREN

*Werner Jung*

In den letzten zwölf Jahren konnte sich das NS-Dokumentationszentrum der Stadt Köln (im Folgenden kurz NS-DOK) grundlegend erneuern und seine Arbeitsbedingungen entscheidend verbessern. Das NS-DOK wurde 1979 vom Rat der Stadt Köln beschlossen, war jedoch danach jahrelang auf eine wissenschaftliche Stelle beschränkt, weshalb der Rat 1987 ein weiteres Mal »die Gründung des NS-Dokumentationszentrums der Stadt Köln« beschloss, woraus sich allmählich die heutige Form entwickelte. Seit 1988 befindet sich das NS-DOK im EL-DE-Haus, dem Sitz der Gestapo in Köln in den Jahren 1935 bis 1945. Dort wurde 1981 das ehemalige Gestapogefängnis mit den sehr beeindruckenden Inschriften der Gefangenen an den Zellenwänden als Gedenkstätte eröffnet. Seit 1997 befinden sich auf zwei Etagen des Hauses die Dauerausstellung »Köln im Nationalsozialismus« sowie eine Bibliothek und weitere Räume.

### **Neugestaltung der Gedenkstätte und der Dauerausstellung**

In den letzten Jahren erfolgten wesentliche Veränderungen in den bestehenden Bereichen. Im Jahr 2009 wurde die Gedenkstätte grundlegend umgestaltet – zum ersten Mal nach 28 Jahren seit Eröffnung. Neue Tafeln zu den Inschriften, nunmehr auch in englischer Übersetzung, wurden erstellt, eine neue Ausstellung entwickelt, die sich im Unterschied zu früher auf den eigentlichen Ort, das Hausgefängnis der Gestapo, beschränkt. Zudem wurden der hintere Teil des Gefängnisses, wo sich zu Gestapozeiten die Wachleute aufhielten, und der Bunker im Tiefkeller öffentlich zugänglich gemacht.

Nach einer vergleichbar kurzen Zeit wurde auch die Dauerausstellung in wesentlichen Teilen verändert. Es galt, neue Erkenntnisse und Materialien aus Forschungs- und Ausstellungsprojekten zu integrieren, pädagogische Erfahrungen mit einzubinden und die Medientechnik zu erneuern. Die 2009 und 2010 umgesetzten Neuerungen passten sich der bisherigen, mehrfach ausgezeichneten Ausstellungskonzeption an. U.a. wurden folgende Themenbereiche verändert oder hinzugefügt: Jugend, insbesondere »unangepasste Jugendliche« wie die Gruppen der »Edelweißpiraten«, Verfolgungsbehörden und -orte wie Polizei und Gestapo, Justiz und Konzentrationslager, Widerstand mit Beispielen für Zivilcourage und Mitmenschlichkeit, Zweiter Weltkrieg, wobei erstmals der Blick über Köln hinaus auf das Geschehen an den Fronten gerichtet wurde, Geschichte der Zwangsarbeit sowie das jugendliche Leben im Krieg an Beispielen wie Kinderlandverschickung, Luftwaffenhelfer, Westwall oder Kriegshilfsdiensten.

In die Dauerausstellung wurden 31 Medienstationen mit Interviews von Zeitzeuginnen und Zeitzeugen sowie historischen Filmen, Fotografien und Dokumenten integriert. Die Medienstationen sind komplett auf der Internetseite [www.nsdok.de](http://www.nsdok.de) eingestellt, die zudem einen 360-Grad-Rundgang durch Gedenkstätte und Dauerausstellung und einen dreiviertelstündigen Audioguide enthält, der in acht Sprachen (neben Deutsch sind das Englisch, Französisch, Hebräisch, Niederländisch, Polnisch, Russisch und Spanisch) angeboten wird.

## **Umbau und Erweiterung**

Von zentraler Bedeutung für die Entwicklung des NS-DOK sind die Umbauten im EL-DE-Haus bzw. die Erweiterung durch die Übernahme der bis dahin von einer Galerie genutzten Räumlichkeiten in einem angrenzenden Haus. Während die Gestapozentrale wie durch eine Ironie der Geschichte den Krieg überstanden hatte, wurde das zerstörte benachbarte Haus nach 1945 wiederaufgebaut und mit dem EL-DE-Haus zu einem Haus integriert. Der wesentliche Grund zur Anmietung lag in dem unerträglichen Problem, dass die Galerie auch den Innenhof angemietet hatte, der zur Hinrichtungsstätte gehörte, auf der mehrere Hundert Menschen ermordet wurden, und dass ausgerechnet an diesem Ort Müllcontainer und parkende Autos standen.

Der Umbau wurde 2012 in seinen wichtigsten Teilen in einer Rekordzeit von nur vier Monaten abgeschlossen, und zwar bei laufendem Betrieb. Restarbeiten wurden 2014 fertiggestellt. Die Erweiterung um fast 1000 Quadratmeter steigert die vom NS-DOK genutzte Fläche auf 2850 Quadratmeter, wobei unverändert die Dauerausstellung 900 und die Gedenkstätte 300 Quadratmeter umfasst.

Die wesentlichen Teile der Erweiterung bzw. des Umbaus sind im Einzelnen:

Der neue **Sonderausstellungsraum** im Erdgeschoss hat eine Größe von insgesamt 400 Quadratmetern und besteht aus drei Teilen (großer Raum, Kabineträume und ein eindruckvolles Gewölbe aus der Mitte des 19. Jahrhunderts). Dies ermöglicht unterschiedliche Inszenierungen von größeren Ausstellungen oder die gleichzeitige Präsentation von zwei bis hin zu drei Ausstellungen, wie es in den letzten zwei Jahren auch bereits genutzt wurde. Vorteilhaft ist es, dass der Sonderausstellungsraum von der zweiten Etage ins Erdgeschoss verlagert werden konnte und damit öffentlich stärker präsent ist.

Ein **Pädagogisches Zentrum** entstand im bisherigen Sonderausstellungsraum auf der zweiten Etage. Dazu zählen ein großer Veranstaltungsraum mit ca. 120 Sitzplätzen, der sich in zwei Gruppenräume trennen lässt, und im verbleibenden Teil des Gesamt-raums das Geschichtslabor als eine Form des selbstforschenden und interaktiven Lernens. Dies stärkt und erweitert die pädagogische Tätigkeit des Hauses.

Der Bereich der **Dokumentation** befindet sich nunmehr im Untergeschoss und umfasst ein Büro mit zwei Arbeitsplätzen, ein Fotoarchiv und Depoträume mit Rollregalanlagen mit einer Regalfläche von 737 laufenden Metern. Für ein Dokumentationszentrum fürwahr eine wichtige Neuerung. Die **Bibliothek** konnte, ergänzt um den bisherigen Gruppenraum, um 40 Prozent Stellfläche vergrößert und durch eine moderne Mediathek sowie einen kleinen Gruppenraum erweitert werden. Zudem wurde ein Vorplatz vor dem Haus geschaffen, das Foyer deutlich vergrößert, **Gruppenräume** und ein Konferenzraum errichtet und ein behindertengerechter Aufzug eingebaut.

Schließlich konnte Ende 2013 auch der Ausgangspunkt aller Überlegungen zu einem würdigen Ergebnis geführt werden: Das Denkmal an der ehemaligen Hinrichtungsstätte wurde eingeweiht und bildet seitdem einen integralen und wichtigen Teil der Gedenkstätte Gestapogefängnis. Aus den Entwürfen von vier Künstlerinnen und Künstlern wurde das spektakuläre Konzept von Thomas Locher ausgewählt, das eine Verspiegelung aller Wandflächen im Hofbereich vorsah. Das Werk geht damit vom Ort und von der Präsenz der damaligen Ereignisse, aber auch des Umgangs der Gesellschaft mit diesem Ort nach 1945 aus; nimmt ihn so, wie er ist und verändert ihn gleichzeitig. Der gesamte Raum wird transformiert und die alltägliche Wahrnehmung gebrochen.



EL-DE-Haus, 2009.  
Abbildung NS-DOK/  
Jürgen Seidel

Das Denkmal im  
Innenhof des EL-DE-  
Hauses. Foto: NS-DOK/  
Jörn Neumann



Gedenkstätte Gestapo-  
gefängnis mit dem  
früheren Bereich der  
Wachleute im Hinter-  
grund. Foto: Rheini-  
sches Bildarchiv/  
Marion Mennicken



Im Hintergrund Raum  
»Aufstieg des National-  
sozialismus« der Dauer-  
ausstellung. Foto:  
Rheinisches Bildarchiv/  
Anna C. Wagner





Das Geschichtslabor.  
Foto: Rheinisches Bild-  
archiv/Britta Schlier

Die Verspiegelung soll einen »Effekt der Entgrenzung erzeugen« (so Locher), konfrontiert den Besucher mit sich selbst und wirft mit der Öffnung des Raumes in die Stadtgesellschaft hinein die Frage auf, was die umliegende Bevölkerung von den Hinrichtungen hat sehen oder wissen können.

### **Verdopplung der Personalstellen und der Haushaltsmittel**

Dem NS-Dokumentationszentrum ist es in den letzten zehn Jahren gelungen, die städtischen Hausmittel zu verdoppeln (derzeit 1,9 Mill. Euro jährlich). Darüber hinaus werden eine Reihe von Projekten über Drittmittel finanziert. Organisatorisch zählt das NS-DOK seit 2008 zum Verbund der städtischen Kölner Museen. Mit der Aufstockung des Etats wurden (neben Miete und Bewachung) vor allem neue Stellen finanziert. Der Anteil der Vollzeitstellen stieg in diesem Zeitraum um fast das Doppelte auf 17 (einschließlich einer dauerhaft über Drittmittel finanzierte Stelle). Die rund 20 pädagogischen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, die Führungen im Haus machen, werden über Honorarmittel finanziert und die Wachleute der Ausstellung über eine beauftragte Firma.

Vor allem ist es gelungen, eine pädagogische Abteilung aufzubauen. Sehr spät und nur nach großen Mühen konnte ein Geburtsfehler des NS-DOK bei seiner Gründung ausgeräumt werden, als nämlich eine Museumspädagogik solange nicht für notwendig erachtet wurde, solange die Dauerausstellung nicht eröffnet war. Erst 2006 wurde eine halbe und seit 2008 eine volle Stelle Museums- und Gedenkstättenpädagogik geschaffen. Seit 2008 ergänzt die Info- und Bildungsstelle gegen Rechtsextremismus (ibs) die Arbeit des NS-Dokumentationszentrums um den Aspekt der Auseinandersetzung mit aktuellen extrem rechten Ideologien. Seitdem diese Stellen dauerhaft etabliert werden konnten, entfaltet sich ein reges pädagogisches Programm im Haus.

Nicht minder wesentlich war es, dass ein anderes Desiderat behoben werden konnte: der Aufbau eines Bereichs Dokumentation – im Dokumentationszentrum. Erst 2007 wurde die halbe Stelle einer Diplom-Dokumentarin geschaffen, die 2013 auf zwei volle Stellen einer Wissenschaftlichen Dokumentarin sowie eines Diplom-Dokumentares aufgestockt wurde. 2014 wird noch eigens eine Stelle eines Diplom-Dokumentars für den Bereich Zwangsarbeit hinzukommen.



Im NS-Dokumentationszentrum arbeiten somit elf Wissenschaftler/innen, einige halbtags (sieben Historiker/innen, eine Pädagogin, zwei Politikwissenschaftler und eine wissenschaftliche Dokumentarin). Dies belegt den Stellenwert der Forschung im NS-DOK.

### **Verstärkte Aktivitäten und gewachsene Aufmerksamkeit**

Diese erheblich verbesserten Arbeitsbedingungen ermöglichen deutlich gestiegene Aktivitäten: Jährlich werden fünf bis sechs Sonderausstellungen gezeigt, über 180 Veranstaltungen recht unterschiedlicher Form und Inhalts durchgeführt (u.a. Begleitveranstaltungen zu den Sonderausstellungen, das Edelweißpiratenfestival, museumspädagogische Veranstaltungen und die Angebote der Info- und Bildungsstelle gegen Rechtsextremismus, Theateraufführungen, Jugend- und Schülergedenktag, Vorträge, Lesungen und Diskussionen, Teilnahme am Museumsfest, der Langen Nacht der Museen und dem Tag des offenen Denkmals, Tagungen und ein Forschungskolloquium zur NS-Geschichte vornehmlich in Köln und dem Rheinland), und es wurden rund 20 Publikationen veröffentlicht und an über zehn Forschungsprojekten gearbeitet. Es würde den Rahmen dieses Beitrags sprengen, dazu Näheres auszuführen. Es sei jedoch auf den umfangreichen Jahresbericht verwiesen, der auch auf der Website einsehbar ist.

Erfreulich gestiegen ist auch die öffentliche Aufmerksamkeit für das NS-DOK. Im letzten Jahr haben wir im zwölften Jahr in Folge einen Besucherrekord verzeichnen können. Über 62 000 Besucherinnen und Besucher kamen 2013 ins Haus. Dies ist eine durchaus beachtliche Zahl, da das EL-DE-Haus und insbesondere die Gedenkstätte nur eine begrenzte Zahl von Menschen fassen können. Das Interesse an der Arbeit des NS-DOK beschränkt sich nicht auf Köln und die Region, sondern erstreckt sich weit darüber hinaus. Dies schlägt sich auch in nicht weniger als 19, z.T. internationalen Auszeichnungen für das NS-DOK nieder.

So gesehen ist die erfreuliche Tatsache festzuhalten, dass nach recht mühseligen Anfangsjahren dem NS-Dokumentationszentrum der Stadt Köln mittlerweile ausgezeichnete Arbeitsmöglichkeiten für alle Bereiche seiner Tätigkeit zur Verfügung stehen. Dem NS-DOK ist es in den letzten Jahren gelungen, sich aus der Nische heraus zu einem tatsächlichen Zentrum zu entwickeln. Die frühere Verengung auf eine Forschungseinrichtung konnte abgestreift werden – wobei jetzt zwar mehr als früher geforscht und dokumentiert wird, aber der pädagogischen Arbeit und der Vermittlung die notwendige Bedeutung zukommt. Von der erfolgreichen Entwicklung der letzten Jahre profitieren – dem heutigen Profil entsprechend – alle zentralen Bereiche der Arbeit des NS-DOKs gleichermaßen und stärken damit das selbst gesteckte Ziel, eine wechselseitig sich beeinflussende Einheit von Gedenkort, Lernort und Forschungsort entstehen zu lassen.

Website: [www.nsdok.de](http://www.nsdok.de)

**Dr. Werner Jung** arbeitet seit 1986 im NS-Dokumentationszentrum der Stadt Köln, zunächst als stellvertretender Direktor, seit 2002 als Direktor.

Einführende Literatur:

Köln im Nationalsozialismus. Ein Kurzführer durch das EL-DE-Haus, hrsg. vom NS-Dokumentationszentrum der Stadt Köln, Köln 2011 (auch als englische Ausgabe)

Werner Jung (Hg.): Wände, die sprechen. Die Wandinschriften im Kölner Gestapogefängnis im EL-DE-Haus. – Walls that talk. The wall inscriptions in the Cologne Gestapo prison in the EL-DE House, Köln 2014

# »Die heutige Einweihung ist kein Schlusspunkt«

EIN NEUER ORT DES GEDENKENS ERINNERT  
AN DIE DÜSSELDORFER DEPORTATIONEN

*Bastian Fleermann*



Schülerinnen und Schüler entzünden Kerzen auf dem neuen Mahnmal, 11. Dezember 2012.  
Foto: Mahn- und Gedenkstätte Düsseldorf

I  
Am 22. April 2012 konnte im Düsseldorfer Stadtteil Derendorf durch Oberbürgermeister Dirk Elbers ein zentraler »Ort des Gedenkens« eingeweiht werden, der an die Deportationen rheinischer Juden zwischen 1941 und 1945 erinnert. Das insgesamt rund 35 Hektar große Areal eines ehemaligen Güterbahnhofs, auf dem das Mahnmal entstanden ist, war Ende der 1990er-Jahre als Standort der Bahn AG aufgegeben und seither unter dem Projekttitel »Neue Stadtquartiere Derendorf« neu entwickelt und erschlossen worden. Es ist bis heute eines der größten städtebaulichen Entwicklungsgebiete der Stadt Düsseldorf.

Die Gebäude, Lagerhallen und Verladerampen des 1936 umgebauten und erweiterten Güterbahnhofs wurden ab 2005 abgerissen. Verschiedene Investoren, Bauträger und Entwickler sind seit 2007/2008 damit beschäftigt, Bürogebäude, Wohnkomplexe sowie Park- und Freiflächen anzulegen. Als »französisches Viertel« sind die zusammenhängenden Wohnquartiere »le flair«, »Quartis les halles« und »La cour« bisher vermarktet worden; die ebenfalls neue Toulouser Allee verbindet in nordsüdlicher Ausrichtung die einzelnen Quartiere miteinander und erschließt somit das ehemalige Bahnhofsgelände.<sup>1</sup>

Seit 2002 wurde in verschiedenen politischen Gremien darüber diskutiert, wie mit der historischen Bedeutung des Geländes umzugehen sei, auf dem sich der Güterbahnhof befand und von wo aus die Deportationszüge starteten. Die Mahn- und Gedenkstätte der Landeshauptstadt Düsseldorf wurde von Anfang an in diese Diskussionsprozesse als Fachamt mit einbezogen, ebenso auch die Bürgerschaft und die Bezirksvertretung des Stadtteils sowie die Jüdische Gemeinde Düsseldorf. In allen Gremien wurde Konsens darüber erreicht, dass man neben den neu entstehenden Gebäuden auch einen würdigen Ort der Erinnerung schaffen müsse, der zur Auseinandersetzung mit den Deportationen Anlass geben würde.

II  
Düsseldorf war Sitz einer Leitstelle der Geheimen Staatspolizei, die als Stapostelle für den gleichnamigen Regierungsbezirk und als Stapoleitstelle für die gesamte preußische Rheinprovinz verantwortlich zeichnete.<sup>2</sup> Das hier 1935 eingerichtete »Judenreferat« organisierte seit Herbst 1941 die Deportationen aus Düsseldorf sowie aus dem ganzen Bezirk, zu dem neben den Landkreisen und Kommunen des unteren Niederrheins (von Mönchengladbach bis Kleve) auch das Bergische Land (Solingen, Wuppertal) sowie das westliche Ruhrgebiet (Duisburg, Oberhausen, Essen) zählten. Aus diesem Distrikt wurden zwischen Oktober 1941 und Januar 1945 mindestens 6 000 jüdische Menschen deportiert. Nicht alle Deportationen sind auf gleichem Niveau nachvollzieh- oder durch

die Forschung rekonstruierbar: Während die Mahn- und Gedenkstätte manche Großtransporte durch Quellenstudien und Berichte von Überlebenden detailliert erforschen konnte<sup>3</sup>, gab es andere, über die bis heute aufgrund einer mangelhaften Quellsituation weder eine genaue Opferzahl noch andere zentrale Erkenntnisse eruiert werden konnten. Schon deshalb ist eine exakte Gesamtanzahl der aus Düsseldorf Deportierten nicht möglich. Seriöse Schätzungen reichen von 6 000 bis hin zu 8 000 Menschen. Die Zielorte und Zeitpunkte der einzelnen Deportationen konnten hingegen eindeutig geklärt werden. Die Züge fuhren nach Lodz/Litzmannstadt, Minsk und Riga, nach Theresienstadt, Izbica bei Lublin und nach Auschwitz-Birkenau.

Neben den Verladerampen am Güterbahnhof Düsseldorf-Derendorf (Tußmannstraße) besteht mit dem ehemaligen städtischen Schlacht- und Viehhof ein weiterer lokaler Bezugspunkt, der im Zusammenhang mit den Deportationen genannt werden muss. Dessen Großviehhalle diente als »Sammellager«, in dem die jeweils rund 1000 Menschen aus der gesamten Region sich am jeweiligen Tag vor dem eigentlichen Deportationstermin einzufinden hatten. Hier wurden sie registriert, gezählt und durchsucht. Zu Fuß musste dann die rund ein Kilometer lange Strecke zu den Verladerampen zurückgelegt werden. In Kombination mit dem 2012 neu entstandenen Gedenkort am alten Güterbahnhof wird bis 2015 auf dem brachliegenden Gelände des ehemaligen Schlachthofes der neue Campus der Fachhochschule Düsseldorf entstehen, wo ebenfalls Konzepte des Gedenkens diskutiert werden. Integriert in die alte, unter Denkmalschutz stehende Großviehhalle, die künftig als FH-Bibliothek genutzt werden soll, wird eine abgetrennte Räumlichkeit entstehen, in der auf die Bedeutung des Gebäudes als einstige »Sammelstelle« hingewiesen werden wird.<sup>4</sup>

### III

Das Mahnmal am ehemaligen Güterbahnhof liegt an der Kreuzung der Marc-Chagall-Straße und der Toulouser Allee. Es ist gruppenförmig angeordnet (ein »Ensemble« verschiedener Elemente) und besteht aus einem Schotterbett mit grober Grauwacke belegt, das sich in einen begrüneten Erdwall ergießt und zwei lose liegende Schienenstränge in sich aufnimmt, die wiederum den Betrachter vom Bürgersteig aus in eine immer enger werdende Situation hineinziehen. Hinter einer hohen Gabionenwand sind Eisenbahnschwellen aus Eichenholz in den gepflasterten Boden eingelassen. Das Schotterbett und die Schienen werden durch eine schräge Wand aus wetterfestem Baustahl (Cor-Ten) von der begrüneten Böschung abgetrennt. Auf dieser 39 Meter langen, rostroten Wand stehen in schwarz lackierten, 25 Millimeter starken Buchstaben die Namen der Zielorte sowie der Name »Düsseldorf« sowie die Jahreszahlen »1941–1945«. Zu dem ganz außen angebrachten Namen »Düsseldorf« verhalten sich die anderen Ortsnamen nach der geografischen Gesetzmäßigkeit ihrer tatsächlichen Entfernung: »Riga« und »Minsk« sind der Europakarte entsprechend weiter von »Düsseldorf« entfernt als »Auschwitz« oder »Theresienstadt«. Die einzelnen Ortsnamen werden in den Abend- und Nachtstunden von unten durch starke Halogenlampen angestrahlt, was in Verbindung mit der Dicke der Buchstaben einen besonderen Schattenwurf hervorruft.

Die Wand, die Schienen und das Schotterbett verengen sich innerhalb der Böschung und scheinen so im Nichts zu verschwinden. Wer sich tiefer und tiefer in diese Konstellation begibt (und der Schotter verursacht einen außerordentlich unbequemen Tritt), dem wird – alleine mit sich und dem Mahnmal – eine Perspektive eröffnet, die zum

ehemaligen Schlachthof herüberführt, von wo aus die zu deportierenden Menschen zu diesem Ort getrieben wurden. Eine fast drei Meter hohe Informationsstele gibt in knapper Form und zweisprachig (deutsch/englisch) Auskunft über die historische Bedeutung des Ortes. Vor dem Ensemble dieser unterschiedlichen Bestandteile liegt ein kreisrunder, gepflasterter Platz, der bei Gedenkstunden oder Kundgebungen als Versammlungsort genutzt werden kann.

Planung und Ausführung des Gedenkortes wurden durch das Berliner Gartenlandschaftsbüro »Lützwow7« geleistet; für die Beschriftung der Stahlwand und das Design der Informationsstele konnte der renommierte Typograf Prof. Gerd Fleischmann gewonnen werden.<sup>5</sup>

#### IV

Am 22. April 2012, dem 70. Jahrestag der Deportation nach Izbica, kamen rund 250 Bürgerinnen und Bürger, um der Einweihung des Gedenkortes beizuwohnen.<sup>6</sup> Neben einer Lesung von jüdischen Jugendlichen aus historischen Dokumenten, wie etwa aus Abschiedsbriefen, sowie aus Interviews und Erinnerungen der wenigen Überlebenden, einer Kranzniederlegung und einem Trauergebet des Düsseldorfer Rabbiners hielt Oberbürgermeister Elbers die zentrale Ansprache, in der er sagte: »Das Mahnmal, das wir heute einweihen wollen, ist ein tiefer Schnitt in die neu gestaltete Fläche des ehemaligen Güterbahnhofs. Es ist ein Schnitt in die Landschaft, und es symbolisiert nicht zuletzt auch einen Einschnitt in die Düsseldorfer Stadtgeschichte und eine offene Wunde unserer jüngsten Vergangenheit [...].

Und wenn wir mitten im Mahnmal stehen, dann ist dort nur wenig Platz und Raum. Wir stehen dort und blicken auf die Wand mit den Namen in einer fast unzumutbaren und bedrückenden Enge und blicken über die Wand hinweg auf die Tußmannstraße, durch die die zu deportierenden Menschen einst gebracht wurden, um dann von hier aus in die Lager und Gettos verschleppt zu werden. Dieses Mahnmal tut uns weh, es liegt still da und mag von den vorbeieilenden Menschen in Zügen oder Autos zunächst kaum wahrgenommen werden. Und dennoch schreit diese Wunde in unserem Stadtbild nach Beachtung und Erinnerung. Dieses Mahnmal, dieser Gedenkort erinnert an die Deportierten und Ermordeten, aber es nimmt uns Bürgerinnen und Bürgern die Auseinandersetzung mit der Geschichte nicht ab. Nehmen wir diesen Ort an, dann wird uns noch einmal deutlich, wie sehr wir uns engagieren müssen, dass das, was hier geschehen ist, niemals sich wiederholen darf. Die heutige Einweihung ist kein Endpunkt und kein Schlussstrich.«

#### V

Dass die Einweihung tatsächlich kein Schlusspunkt war, wurde am 11. Dezember 2012 eindrücklich unter Beweis gestellt, als am 71. Jahrestag der Deportation nach Riga rund 320 Teilnehmer einer besonderen Gedenkstunde beiwohnten. Schülerinnen und Schüler aus unterschiedlichen Schulen und Schulformen entzündeten für jede der 1007 damals deportierten Menschen eine Kerze und stellten sie auf die Stahlwand. Hierdurch wurde sowohl die große Masse an verschleppten Menschen deutlich, aber auch die Individualität jeder einzelnen Person, die durch die jeweilige Kerze symbolisiert wurde. Kirchen und Jugendverbände, Gewerkschaften und Parteien waren ebenso vertreten wie Anwohner und Nachbarn des Derendorfer Stadtquartiers. Die Veranstaltung



war durch die städtische Mahn- und Gedenkstätte und den Landesverband Jüdischer Gemeinden von Nordrhein initiiert worden und stieß auf ein starkes Medieninteresse.<sup>7</sup>

Doch auch im Alltag sind Besucherinnen und Besucher zu beobachten, die als zufällige Passanten oder gezielt Suchende das Mahmal betrachten, inne halten oder kleine Steine auf die Stahlwand legen. Das Ensemble auf dem historischen Grund des alten Güterbahnhofs ist bisher von politisch motivierten Schändungen oder Beschädigungen nicht verschont geblieben: Vermutlich in der Nacht zum 9. Juni 2013 beschmierten Unbekannte die Stahlwand mit den Worten »Stirb Jude!«; mehrere Hakenkreuze wurden ebenfalls aufgemalt. Die Landeshauptstadt sorgte umgehend für die Entfernung der Schmierereien. Der Polizeiliche Staatsschutz ermittelte, jedoch ohne Ergebnis. Wie die Düsseldorfer Bevölkerung in Zukunft mit dem Mahmal umgehen wird, wird sich zeigen.

Das Mahmal am Tag der Einweihung. Foto: Mahn- und Gedenkstätte Düsseldorf

**Dr. Bastian Fleermann**, Historiker, leitet seit 2011 die Mahn- und Gedenkstätte Düsseldorf.

- 1 Rahmenplan Güterbahnhof Derendorf, online abrufbar unter: [www.duesseldorf.de/planung/rahmpln/gbfderendorf/index.shtml](http://www.duesseldorf.de/planung/rahmpln/gbfderendorf/index.shtml) (14. 12. 2012).
- 2 Vgl. Bastian Fleermann/Hildegard Jakobs/Frank Sparing: Die Geheime Staatspolizeileitstelle Düsseldorf 1933–1945. Geschichte einer nationalsozialistischen Sonderbehörde im Westen Deutschlands, hg. vom Förderkreis der Mahn- und Gedenkstätte Düsseldorf e.V., Düsseldorf 2012; Holger Berschel: Bürokratie und Terror. Das Judenreferat der Gestapo Düsseldorf 1935–1945 (Düsseldorfer Schriften zur neueren Landesgeschichte und zur Geschichte Nordrhein-Westfalens 58), Essen 2001.
- 3 Vgl. etwa die Ergebnisse des umfangreichen Forschungsprojektes zur ersten Deportation in: Angela Genger/Hildegard Jakobs (Hg.): Düsseldorf/Getto Litzmannstadt. 1941. Essen 2010.
- 4 Vgl. Brigitte Grass (Hg.): Erinnerungsort der Fachhochschule Düsseldorf am Campus Derendorf, bearb. von Hannelore Steinert, Düsseldorf 2012.
- 5 Beschrieben wird das Mahmal bei Wolfgang Funken: ars publica Düsseldorf. Geschichte der Kunstwerke und kulturellen Zeichen im öffentlichen Raum der Landeshauptstadt, Essen 2012, Bd. 2, S. 576f.
- 6 Rheinische Post vom 23. 4. 2012.
- 7 Westdeutsche Zeitung vom 12. 12. 2012.

# »Bientôt, la liberté nous reviendra«

## Freiheit – so nah, so fern ...

DAS DOPPELTE ENDE DES KONZENTRATIONSLAGERS NATZWEILER  
1944/45 – GRENZÜBERSCHREITENDE AUSSTELLUNG ZUM 70. JAHRES-  
TAG DER BEFREIUNG DER LAGER BEIDERSEITS DES RHEINS

*Arno Huth, Frédérique Neau-Dufour, Dorothee Roos*

### **Historischer Hintergrund**

Das Jahr 1944 ist für die Befreiung Europas vom Joch der NS-Diktatur von entscheidender Bedeutung. Die Landungen der Alliierten in der Normandie und in Südfrankreich sowie die Offensiven der Roten Armee im Osten rücken das Kriegsende und damit die Freiheit in scheinbar greifbare Nähe. Vor diesem Hintergrund beginnt im September 1944 das letzte Kapitel in der Geschichte des Konzentrationslagers Natzweiler.

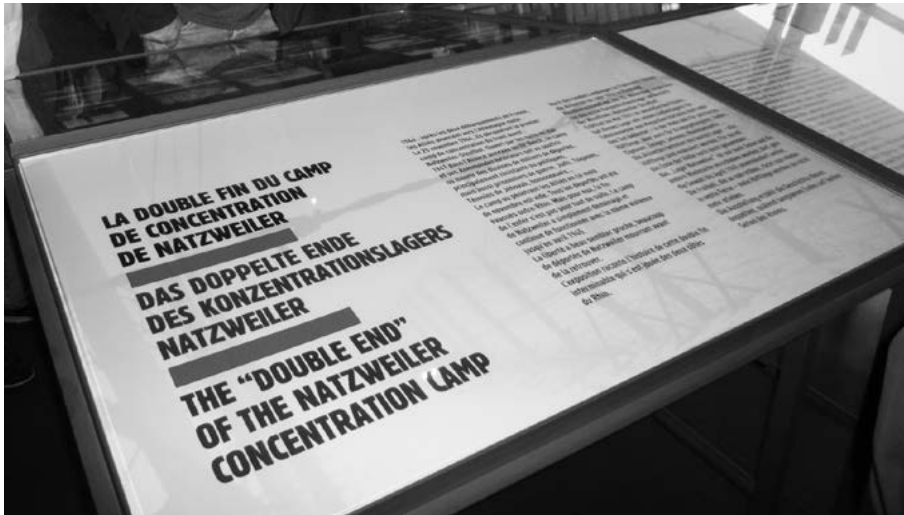
Gegründet im Frühjahr 1941 an einer Fundstelle von rosa Granit in den Vogesen im annektierten Elsass, ist dieses Lager zum großen Teil mit politischen Häftlingen aus den europäischen Widerstandsbewegungen belegt worden. Die Männer werden zunächst im Steinbruch zu härtester Arbeit eingesetzt. Doch die Qualität des Granits erweist sich als ebenso brüchig wie die Siegeserie Nazideutschlands. Die Arbeitskraft der Häftlinge wird dann zunehmend auch in der Rüstungsindustrie ausgebeutet. In den ab 1943 zahlreich entstehenden Außenlagern direkt an Produktionsstandorten auf beiden Seiten des Rheins schufteten Tausende von Gefangenen aus allen europäischen Ländern für die Kriegswirtschaft des Dritten Reiches.

Das langsam voranschreitende Ende des Lagerkomplexes Natzweiler-Struthof kann in zwei Phasen unterteilt werden. Zunächst werden im Zuge des Vormarschs der Alliierten die Lager links des Rheins aufgelöst, das »Lager Natzweiler« wird insgesamt nach Osten über den Rhein verschoben. Dabei ist der Name ab diesem Zeitpunkt gleichsam mit Anführungszeichen zu lesen, da Natzweiler-Struthof als geografischer Ort längst im von den Alliierten befreiten Gebiet liegt.

Die Häftlinge, die sich Ende August 1944 im Hauptlager befinden, werden fast alle in den ersten Septembertagen des Jahres 1944 nach Dachau transportiert. Die Kommandantur hingegen verbleibt zunächst im nahe dem Lager gelegenen Hotel Struthof, im November wird sie in die badischen Neckardörfer Guttenbach und Binau verlagert. Der Kommandant Fritz Hartjenstein und sein Verwaltungsstab reorganisieren den nur noch aus Außenlagern bestehenden Komplex; die Kommandantur arbeitet noch monatelang in gewohnter Effizienz ... Mit dem Jahreswechsel 1944/1945 zeigen auch die Lager auf der rechten Rheinseite Auflösungserscheinungen. Spätestens, nachdem die Alliierten am 22./23. März bei Oppenheim südlich von Mainz den Rhein überschreiten und rasch auch nach Baden und Württemberg vorstoßen, beginnt die Zeit der Evakuierungen und Todesmärsche – bis zum »wirklichen Ende« im April/Mai 1945.

### **Ein grenzüberschreitendes Ausstellungsprojekt**

Die Doppelstruktur des geschilderten Prozesses fordert eine grenzüberschreitende Zusammenarbeit von französischen und deutschen HistorikerInnen geradezu heraus. Kontakte bestehen schon lange, auch der Austausch von Forschungsergebnissen hat



Ausstellungstafel im Centre Européen du Résistant Déporté – Gedenkstätte am Ort des ehemaligen Konzentrationslager Natzweiler-Struthof. Foto: KZ-Gedenkstätte Natzweiler-Struthof

sich etabliert, das gemeinsame Ausstellungsprojekt krönt nun in gewisser Weise diesen Prozess.

Das Besondere dabei: die Profis des Centre Européen du Résistant Déporté (CERD) und die Ehrenamtlichen in Baden-Württemberg haben sehr gut zusammengearbeitet – auf der Seite des Landes sind insgesamt zehn Gedenkstätten und Gedenkorte an ehemaligen Außenlager-Standorten beteiligt, dazu der Fachbereich Gedenkstättenarbeit der Landeszentrale für politische Bildung Baden-Württemberg. Mit Cochem und Mörfelden-Walldorf haben sich aber darüber hinaus auch Orte in Rheinland-Pfalz und Hessen in den Prozess eingeschaltet.

Die Finanzierung wurde ebenfalls gemeinsam gemeistert, die französische Seite, genauer gesagt das Office National des Anciens Combattants et Victimes de Guerre (ONACVG) übernimmt dabei den größeren Teil, das Land Baden-Württemberg beteiligt sich im Rahmen der Gedenkstättenförderung, zusätzlich leistet die Stadt Offenburg einen eigenen finanziellen Beitrag.

Ein deutsch-französisches Team aus CERD und KZ-Gedenkstätte Neckarelz hat die Konzeption entwickelt; dabei war der Wissenschaftliche Beirat des CERD unter dem Vorsitz von Dr. Robert Steegmann eingebunden. Dasselbe Team hat anschließend die notwendigen Aufgaben bei Organisation und Koordination übernommen.

### **Eine Dauerausstellung, vier Wanderausstellungen**

Auch die Art der Präsentation der erarbeiteten Inhalte weist einen Doppelcharakter auf. Die stabil gefertigte Dauerausstellung wird im Centre Européen du Résistant Déporté (CERD) an der Gedenkstätte des ehemaligen Lagers Natzweiler-Struthof vom 13. September 2014 bis zum 1. September 2015 gezeigt, angereichert zudem durch zahlreiche dreidimensionale Objekte, vom kleinen Werkzeug bis zum amerikanischen Jeep.

Die leichtere, rasch aufzubauende Wanderausstellung ist gleich in vier Versionen hergestellt worden. Sie wird im Herbst 2014 in einigen lothringischen und elsässischen Gemeinden gezeigt, meist Standorte ehemaliger Außenlager (Ste-Marie-aux-Mines, Obernai, Peltre, Urbès, Metz), aber auch im hessischen Mörfelden-Walldorf. Im Jahr 2015 wird sie dann an mindestens 15 Ausstellungsorten in Baden-Württemberg zu

sehen sein, aber auch in Paris und Colmar. Ein Schwerpunkt liegt dabei im Frühjahr 70 Jahre nach dem Ende der »Konzentrationslager vor der Haustür« in Südwestdeutschland. Am 27. Januar 2015 wird die Ausstellung in der baden-württembergischen Landeshauptstadt Stuttgart bei der Gedenkfeier des Landtages für die Opfer des Nationalsozialismus vorgestellt.

Die Dauerausstellung im CERD ist dreisprachig (französisch/deutsch/englisch), die Wanderausstellung zweisprachig deutsch und französisch konzipiert. Die beiden Ausstellungstitel unterscheiden sich dabei in ihrem Charakter. Der französische Titel der Ausstellung lässt vorsichtige Hoffnung anklingen: Er zitiert einen Satz aus dem Lied »La voix du rêve«, das der Natzweiler Häftling Arthur Poitevin am 19. Januar 1944 gedichtet und komponiert hat. Sein Lied fasst den kollektiven Willen zum Überleben in Worte.

Der deutsche Titel »Freiheit – so nah, so fern« drückt hingegen eher ein Gefühl der Enttäuschung aus. Denn die Häftlinge, die im Herbst 1944 die Befreiung zum Greifen nah wissen, müssen über den Rhein nach Osten ziehen – was die Freiheit in weite, fast unerreichbare Ferne rückt. Beide Titel zusammengenommen lassen in ihrer Spannung etwas von der emotionalen Ambivalenz der letzten Monate vor der Befreiung ahnen.

Informationen über Ausstellungsorte, Präsentationsdauer, Öffnungszeiten, Begleitprogramme und weitere nützliche Informationen findet man auf der Homepage der baden-württembergischen Gedenkstätten ([www.gedenkstaetten-bw.de](http://www.gedenkstaetten-bw.de)).

### **Texte, Karten, Biografien – und stets ein lokaler Bezug**

Das Schlusskapitel der Geschichte von Natzweiler und seinen Außenlagern weist eine besondere Dynamik in Raum und Zeit auf, der die Ausstellung Rechnung trägt. Zur geografischen Orientierung und zum Kennenlernen des komplexen räumlichen Netzwerks der Orte dienen die zahlreichen Karten; die erläuternden Texte liefern einen zeitlichen roten Faden. Persönliche Schicksale erleichtern den Zugang für die pädagogische Arbeit. Denn die Geschichte des quälend langsamen »doppelten Endes« wird durch exemplarische Lebensgeschichten gespiegelt: Zehn Biografien sind in die Ausstellung eingearbeitet und zeigen das breite Spektrum der Lebenswege, der Haftgründe und der individuellen Schicksale der Gefangenen, die aus ganz Europa kommen. Außerdem fügt jeder Ausstellungsort einen lokalen Text hinzu: entweder eine Beschreibung des örtlichen Lagers oder eine Biografie, die in besonderer Weise mit dem jeweiligen Außenlager verknüpft ist. Die Verantwortlichen hoffen, dass die Ausstellung auf beiden Seiten des Rheins ein lebhaftes Echo findet.

**Arno Huth** ist stellvertretender Vorsitzender KZ-Gedenkstätte Neckarelz e.V. Seine Arbeitsschwerpunkte sind: wissenschaftliche Forschung zur Auflösung des KZ-Komplexes Natzweiler-Struthof und den Todesmärschen.

**Frédérique Neau-Dufour** ist seit 2011 Leiterin des Centre Européen du Résistant Déporté und der Gedenkstätte am Ort des ehemaligen Konzentrationslagers Struthof. Arbeitsschwerpunkte: Forschungen zur Résistance und zur Familie de Gaulle.

**Dorothee Roos** ist Vorsitzende der KZ-Gedenkstätte Neckarelz e.V. Ihre Arbeitsschwerpunkte sind: Gedenkstättenpädagogik, Öffentlichkeitsarbeit, grenzüberschreitende Zusammenarbeit mit Frankreich.

Alle Genannten sind Mitglied des deutsch-französischen Ausstellungsteams.



# Die Vermittlung des Themas Täterschaft an KZ-Gedenkstätten – Potenziale und Herausforderungen

*Ines Brachmann*

KZ-Gedenkstätten sind nach wie vor überwiegend Orte des Gedenkens an jene Menschen, die an diesen Orten gequält und ermordet wurden. In ihrer Eigenschaft als Tatorte sind sie jedoch immer auch Orte der Täter und Täterinnen – auf sie nicht einzugehen, würde bedeuten, die Geschichte der Konzentrationslager nicht vollständig zu erzählen.

In der neueren Vergangenheit konzentrierte sich eine ausführliche Beschäftigung mit Tätern und Täterinnen vor allem auf sogenannte Täterorte wie das Haus der Wannensee-Konferenz oder die Villa ten Hompel. Auch an KZ-Gedenkstätten sollte diesem Thema mehr Raum gegeben werden. Aufgrund ihres stärkeren Funktionswandels von Gedenkorten hin zu Lernorten in den letzten Jahren und den damit verbundenen, auf die Zukunft ausgerichteten Lernzielen im Bereich der historisch-politischen Bildung gewinnt das Thema Täterschaft an Bedeutung. Mit dem viel beschworenen »Nie wieder!« war ja auch noch nie gemeint, dass die Menschen sich davor hüten sollen, selbst zu Opfern zu werden – das würde implizieren, dass es in der eigenen Verantwortung liegt, dies zu verhindern –, sondern vor allem, nicht selbst zu Tätern und Täterinnen, zu Zuschauern und Zuschauerinnen zu werden. Dementsprechend sollte genau diesem Thema auch Raum in der Vermittlungsarbeit gegeben werden.

Im vorliegenden ersten Teil dieses Artikels, der auf einer Abschlussarbeit im Lehrgang »Pädagogik an Gedenkstätten«<sup>1</sup> beruht, werden wichtige Punkte aus der historischen Entwicklung des gesellschaftlichen und wissenschaftlichen Täterdiskurses skizziert, bevor auf die mit dem Thema verbundenen Lernpotenziale und Problemfelder in der Vermittlungsarbeit eingegangen wird. Abschließend wird das Vermittlungskonzept an der KZ-Gedenkstätte Mauthausen dargestellt, das gerade für die Behandlung des Themas Täterschaft wichtige Voraussetzungen schafft.

## **Erklärungsmuster für Täterschaft in Gesellschaft und Forschung**

Die Beschäftigung mit Täterinnen und Tätern war in der Nachkriegsgesellschaft lange Zeit von Verdrängung und Distanzierung geprägt. Die mangelnde Bereitschaft zu einer Auseinandersetzung mit der NS-Vergangenheit über eine allgemeine moralische Verurteilung hinaus und die Weigerung, sich konkret mit der Involviertheit und Mitverantwortung des größten Teils der Gesellschaft zu beschäftigen, hatte ihren Grund neben den personellen Kontinuitäten in Justiz, Polizei und anderen öffentlichen Institutionen auch in eben dieser konkreten Mitverantwortung. Durch die Fokussierung auf wenige nationalsozialistische Führungspersonen und die Dämonisierung dieser Führungselite wurde der Großteil der beteiligten Personen in den Hintergrund gerückt. Die Einstufung von SS und Gestapo als verbrecherische Organisationen in den Nürnberger Prozessen und die Pathologisierung beziehungsweise Darstellung ihrer Mitglieder als Exzesstäter führte zu einer Trennung von Täterschaft und angeblicher Mittäterschaft, die den Großteil der Gesellschaft entschuldete. Ebenfalls bereits in den Nürnberger Pro-

zessen wurde in vielen Fällen zur Verteidigung von Angeklagten der Befehlsnotstand angeführt. Es entstand der Mythos des Terrors nach innen, der dem Terror nach außen entsprochen habe und der den Angeklagten angeblich keine andere Wahl ließ, als sich an den Taten zu beteiligen, da sie sonst selbst zu Opfern des Terrors geworden wären.<sup>2</sup>

In den 1960er-Jahren gesellte sich zu den Stereotypen der dämonischen Führungspersonen und des brutalen, sadistischen SS-Mannes als stellvertretendem Beispiel des Direkttäters das Stereotyp des Schreibtischtäters, der emotionslos und distanziert, nicht von eigenem Interesse angetrieben, die an ihn gestellten bürokratischen Aufgaben ausführte. Auch dieses Stereotyp vernachlässigte jedoch weiterhin die Dimension der persönlichen Täterschaft und förderte die Verlagerung der Verantwortung auf staatliche und gesellschaftliche Strukturen und das totalitäre System. Die Mehrheit der Bevölkerung, die »normalen« Deutschen kamen weiterhin nicht als mögliche Täter und Täterinnen oder Beteiligte sowie Gehilfen und Gehilfinnen infrage. Beinahe zwei Generationen lang wurden die Täter und Täterinnen also entweder als willenlose Objekte oder als pathologische Getriebene dargestellt, nicht aber als konkrete Menschen mit Entscheidungs- und Handlungsspielräumen.<sup>3</sup> Dadurch wurde auch die Frage nach den individuellen Verantwortlichkeiten tabuisiert.

Auch wenn sich in den 1980er-Jahren erste grundlegende Veränderungen in der Täterforschung abzeichneten und mit der Verortung der Täter und Täterinnen in der Gesellschaft begonnen wurde, fand erst in den 1990ern, wohl auch bedingt durch die Tatsache, dass allmählich die letzten NS-Repräsentanten aus öffentlichen Positionen verschwanden, eine Hinwendung zu den bzw. eine Fokussierung auf die individuellen Täterschaften sowie die persönlichen Initiativen der Täter und Täterinnen statt. Durch die Diskussionen um die Thesen von Browning und Goldhagen sowie die Ausstellung »Vernichtungskrieg. Verbrechen der Wehrmacht 1941 bis 1944«, die die Beteiligung der deutschen Wehrmacht an den Verbrechen während des Zweiten Weltkriegs thematisierte, wurde die Beteiligung breiter Teile der Bevölkerung zu einer zumindest in der Wissenschaft und einem Großteil der publizistischen Öffentlichkeit anerkannten Tatsache.

Die aktuelle Täterforschung ist geprägt durch eine Vielzahl von differenzierten Forschungen und Erklärungsansätzen sowie der grundlegenden Erkenntnis, dass sich die NS-Täter, auch die Direkttäter, nicht einer einzigen Kategorie zuordnen lassen. So unterscheiden Gerhard Paul und Klaus-Michael Mallmann zwischen opportunistischen Konformisten, Weltanschauungstätern, Exzesstätern, Schreibtischtätern sowie einer Mischung aus Schreibtisch- und Direkttätern, aus Vordenkern und Vollstreckern, denen sie die Mehrheit der Täter zuordnen.<sup>4</sup>

Harald Welzer wendet sich gegen das Kategorisierungsbemühen der Täterforschung, das auch von einer gewissen Art der Distanzierung gekennzeichnet ist, indem er postuliert, dass unter bestimmten situativen, sozialen und handlungsdynamischen Bedingungen die meisten Menschen bereit sind zu töten. Er plädiert dafür, die Täter und Täterinnen als nicht grundlegend verschieden von »uns« wahrzunehmen und sieht die Notwendigkeit für soziohistorisch präzise Analysen und die Verwendung von Einzel- und Gruppenbiografien, um einer Erklärung für Gewalthandeln näherzukommen.<sup>5</sup>

Welzer hat bezüglich der Motivation der NS-Täter und -Täterinnen die Bedeutung des normativen Referenzrahmens, der gesellschaftlichen Moralvorstellungen, hervorgehoben: Nicht trotz, sondern aufgrund der existierenden NS-Moralvorstellungen konnte



Schülerinnen mit Guide  
in der KZ-Gedenkstätte  
Mauthausen.  
Foto: Ines Bachmann

der Massenmord stattfinden.<sup>6</sup> Er betont, dass es keine Zuschauer und Zuschauerinnen, keine Unbeteiligten gegeben habe. Die Mitglieder der Mehrheitsgesellschaft schufen eine soziale Wirklichkeit von Ausgrenzung und Selektion, und die Nicht-Verfolgten profitierten von der Verfolgung von Teilen der Bevölkerung, da ihre gesellschaftliche, materielle und emotionale Situation automatisch eine Besserstellung erfuhr.<sup>7</sup>

Es bleibt abzuwarten, wie die Erkenntnisse dieser und anderer Ansätze der gegenwärtigen Täterforschung das gesellschaftliche Narrativ verändern können und werden.

### **Beschäftigung mit Täterschaft an Gedenkstätten: Nicht das Ob, sondern das Wie steht zur Debatte**

Zunächst muss vorangestellt werden, dass es nicht darum gehen sollte, sich während eines Rundgangs an einer KZ-Gedenkstätte ausschließlich mit dem Thema Täterschaft zu beschäftigen. Vielmehr sollten Täter und Täterinnen komplementierend zu der Perspektive der Opfer behandelt werden. Eine ausschließliche Fokussierung auf die Opfer kann zu einer Überidentifikation der Besucherinnen und Besucher mit ihnen führen und damit auch zu einer vereinfachten und vereinfachenden Verurteilung der Täter und Täterinnen. Diese werden dann wieder exkludiert und als besonders grausame oder ideologisch verführte sowie verblendete Personen wahrgenommen, die mit uns, den heutigen Akteurinnen und Akteuren, nichts zu tun haben. Dadurch wird der Verantwortung ausgewichen, die wir heute tragen: herauszufinden, was es mit uns zu tun hat, was wir daraus für uns und unsere heutige Zeit lernen können.

Gerade an Orten der NS-Verbrechen wie den KZ-Gedenkstätten geht es darum, die Täter und Täterinnen sichtbar zu machen, um den Eindruck der »Taten ohne Täter«<sup>8</sup> zu vermeiden. Im ersten Moment scheint dies in einem Widerspruch zu der Funktion der Gedenkstätte als Ort des Gedenkens an die Opfer zu stehen. Für die Erzählung des Nationalsozialismus und des Holocaust – ob nun in Schulen oder in der außerschulischen Bildungsarbeit – wurden und werden aber auch immer Quellen, Bilder und Worte verwendet, die von den Tätern und Täterinnen stammen. Indirekt ist deren Perspektive

daher auch immer ein Teil der Erzählung und es stellt sich nicht die Frage, ob, sondern eher wie explizit und auf welche Weise wir über sie sprechen.

Was kann die Beschäftigung mit dem Thema Täterschaft an Gedenkstätten nun bewirken, was erschließt sie an zusätzlichem Lernpotenzial? Wie eingangs schon erwähnt, bietet sich die Beschäftigung mit Tätern und Täterinnen für das Ziel der Verhinderung einer Wiederholung an. In diesem Zusammenhang würde es also darum gehen, ein historisches Verstehen der Täterinnen und Täter zu ermöglichen, und aus diesem Verstehen heraus ein humanes Verhalten zu fördern,<sup>9</sup> also durch eine Abstrahierung auch eine Übertragung in die Gegenwart sowie eine Selbstreflexion in Gang zu setzen. Ein berechtigter Einwand, von Giesecke und Welzer prägnant formuliert, ist jedoch, dass das Lernen aus einem Negativbeispiel allein nicht allzu großen Erfolg verspricht: »Das paradoxe Bemühen der deutschen Erinnerungskultur, aus einem negativen Ursprungsereignis eine positive Identitätsbildung zu generieren und in politisches Verantwortungsbewusstsein zu übersetzen, muss fehlschlagen: Identität braucht psychologisch positive Fundamente, eine gesicherte Überzeugung, dass und wie man Gutes bewirken und Böses verhindern kann.«<sup>10</sup>

Laut Knigge läuft das Lernen aus einer negativen Vergangenheit Gefahr, sich schnell auf moralische Appelle zu reduzieren oder in überhistorisches Existenzialisieren bzw. Anthropologisieren umzuschlagen.<sup>11</sup> Es kann sogar eine Art Abwehr hervorrufen, wenn der Eindruck entsteht, dass es um eine Schuldzuweisung an die nachfolgenden Generationen geht bzw. um eine Gleichsetzung der Menschen heute mit den beschriebenen Tätern und Täterinnen.<sup>12</sup>

Ein vielversprechender Ansatz ist es daher, das Verhalten der Täter und Täterinnen mit positiven Beispielen zu kontrastieren. Zum einen wird die Thematik der Täterschaft dadurch auf eine persönliche, individuelle Ebene heruntergebrochen, wodurch nicht nur die Helfer und Helferinnen, die Retter und Retterinnen, sondern auch die Täter und Täterinnen als Menschen sichtbar werden. Zum anderen werden dadurch auch die Entscheidungs- und Handlungsspielräume der einzelnen Menschen aufgezeigt.<sup>13</sup> Somit wird klar, dass die Täter und Täterinnen nicht Marionetten eines totalitären Staates waren, sondern Entscheidungen getroffen haben und für ihr Handeln auch verantwortlich sind. Durch das Darstellen als Individuen und das Aufzeigen ihrer Spielräume wird eine persönliche Dimension sichtbar, die die Gefahr der Verallgemeinerung und der Distanzierung von »den Nazis« verringert. Dies ist wichtig, da der Holocaust »sich letzten Endes deshalb ereignet [hat], weil auf einfachster Ebene gesehen einzelne Menschen über einen längeren Zeitraum hinweg andere Menschen zu Abertausenden umgebracht haben«<sup>14</sup>. Das heißt nicht, dass die Motive und Gründe einzelner Menschen für ihr Verhalten nicht diskutiert werden sollten – es beugt jedoch der Gefahr vor, dass die Handlungen der Täter und Täterinnen als gleichsam unausweichlich (aus den Umständen, der Familie, der Erziehung etc. heraus) erscheinen. Das Aufzeigen von Entscheidungsspielräumen einzelner Personen ermöglicht es auch, den Holocaust in seiner Gesamtheit »als soziale Möglichkeit [zu sehen], die unter spezifischen Bedingungen von einer Gesellschaft gewählt wurde«<sup>15</sup>, und nicht als eine Entwicklung, die ab einem bestimmten Punkt unaufhaltsam gewesen wäre.

Damit dies gelingen kann, ist es nötig, die von den Besuchern und Besucherinnen mitgebrachten Narrative und Erklärungsmuster zu thematisieren und zu verhandeln. Gerade bei dem Thema der Täterschaft mit dem Hintergrund des jahrzehntelangen Ver-

drängens der (Mit-)Verantwortung weiter Teile der Bevölkerung ist das Aufgreifen der Mythen und Konstruktionen, und auch der historischen Distanzierungsbemühungen, die deren Entstehung erst verständlich werden lassen, fundamental.

Eine Möglichkeit zur Erzeugung von Dissonanz zu mitgebrachten Narrativen ist die Erweiterung des Täterbegriffs und damit auch die Erweiterung der Verantwortung. Die Einbeziehung von Profiteurinnen und Profiteuren, Kollaborateurinnen und Kollaborateuren usw., also von Menschen, die, selbst wenn sie nicht strafrechtlich dafür belangt werden konnten oder wurden, eine Mitverantwortung für die Verbrechen des Nationalsozialismus trugen, kann das vorherrschende Bild des grausamen SS-Manes als alleinigem Täter dekonstruieren und deutlich machen, dass die Taten in den Konzentrationslagern nicht unabhängig von der Gesellschaft erfolgt sind. Die Täter und Täterinnen waren nicht nur in dem Sinne Teil der Gesellschaft, dass sie in ihr aufwuchsen, sondern auch während der Ausübung der Verbrechen waren sie nicht von der Gesellschaft isoliert. Neben dem Blick auf die Täter und Täterinnen ist daher auch der Fokus auf die Gesellschaft und insbesondere die Zuschauer und Zuschauerinnen wichtig, die »das Reservoir bildeten, aus dem die Täter schöpften, und [...] das Milieu formten, in dem das Morden geschehen konnte«<sup>16</sup>.

### **Problemfelder bei der Behandlung des Themas Täterschaft**

Die gesellschaftlichen Narrative und Erklärungsmuster, die bereits in der unmittelbaren Nachkriegszeit entstanden sind, gehören auch heute noch nicht der Vergangenheit an. Auch in der Enkelgeneration sind noch Entlastungs- und Heroisierungsstrategien festzustellen sowie eine deutliche Abweichung des Familiennarrativs von den öffentlich, in Wissenschaft und Gesellschaft geführten Diskursen zur NS-Vergangenheit. Diese Abweichung hat ihren Grund in der Trennung von »Nazis« und »normalen« Deutschen, also auch der jeweiligen Familie, weshalb die Widersprüche zwischen den Narrativen nicht als solche wahrgenommen werden.<sup>17</sup>

Auch unter Berücksichtigung der Tatsache, dass längst nicht mehr alle Besucher und Besucherinnen einer Gedenkstätte einen familiären Bezug zum Nationalsozialismus haben, haben diese nicht-offiziellen Narrative Einfluss auf die Vermittlungsarbeit an Gedenkstätten. Das betrifft zum einen die Lehrerinnen und Lehrer, deren persönliche Sichtweisen sowohl in der Vermittlungssituation vor Ort, aber natürlich auch schon vorher im Unterricht eine Rolle spielen. Aber auch die Schülerinnen und Schüler, die Kinder der Enkelgeneration, kommen sowohl mit einer familiär geprägten Erzählung (gleichgültig, ob ein familiärer Bezug zum Nationalsozialismus und Holocaust besteht oder nicht) als auch mit einer durch die Schule und Medien beeinflussten Sichtweise an die Gedenkstätte. Selbst 14-Jährige, in deren Klasse die Themen Nationalsozialismus und Holocaust noch nicht im Unterricht behandelt wurden, sind daher kein »unbeschriebenes Blatt«, wie es eine Lehrerin mir gegenüber während eines Rundgangs einmal irrigerweise formuliert hat.

Die Narrative sind jedoch nicht nur bei den Besucherinnen und Besuchern relevant: Auch die Vermittlerinnen und Vermittler sind wie die Lehrpersonen durch verschiedene familiäre und gesellschaftliche Diskurse und Erklärungsmuster geprägt, die in die Vermittlungsarbeit mit hineinspielen können. Auch die bisherige Tendenz, an Gedenkstätten eher aus der Sicht der Opfer zu erzählen, die Täter und Täterinnen also auch sprachlich als die »Anderen« zu konstruieren<sup>18</sup>, ist ein zu berücksichtigender Faktor.

Die von allen Beteiligten in die Vermittlungsarbeit mit eingebrachten Erklärungsmuster und Narrative können im Zweifelsfall in großem Widerspruch zu dem Narrativ der Gedenkstätten stehen, das in dem Rundgang vermittelt werden soll. Ein zu großer Widerspruch bei den Narrativen kann dazu führen, dass eine Abwehrreaktion einsetzt und Informationen entweder umgedeutet oder nicht gehört werden.<sup>19</sup> Ein Beispiel aus eigener Erfahrung dafür wäre die auch nach einem Rundgang noch zu beobachtende Gleichsetzung von »Häftlingen« und »Juden«, und dies auch nach mehrmaligem Hinweis darauf, dass im Konzentrationslager Mauthausen als jüdisch kategorisierte Menschen lange Zeit eine relativ kleine Gruppe unter den Häftlingen darstellten. Die mitgebrachten Narrative und Erklärungsmuster sollten daher aktiv in den Rundgang eingebunden und thematisiert werden, da sonst bei den Besuchern und Besucherinnen im Zweifelsfall viel ausgeklammert wird. Dafür ist jedoch auch eine kritische Reflexion der eigenen (Familien-)Geschichte sowie der persönlichen Haltungen bei Lehrern und Lehrerinnen, bei Vermittlern und Vermittlerinnen nötig, damit diese persönlichen Meinungen und Erfahrungen nicht unbewusst in die Diskussionen mit einfließen.

Ein zweites und damit verbundenes mögliches Konfliktfeld, nicht nur, aber auch in Bezug auf das Thema Täterschaft, stellen die vermeintlichen Lernziele dar, die im Widerspruch zu dem Anspruch stehen, die Vermittlungssituation ergebnisoffen zu gestalten. Sobald ein Ziel existiert – ein Beispiel dafür wäre die gewünschte moralische Verurteilung (oder zumindest Einordnung) des Geschehenen und der Handlungen der Täter und Täterinnen –, sollen die Jugendlichen sich in eine bestimmte Richtung entwickeln und zu einer bestimmten Erkenntnis gelangen, was sie (z.B. aufgrund von nicht wirklich offenen Fragen, der Körpersprache oder den Blicken der Vermittelnden) auch häufig wahrnehmen. Das Erreichen des Lernziels bietet dann ein scheinbares Kriterium für gelungene Rundgänge. Schon die Frage, wie das zu evaluieren wäre, ist jedoch nicht eindeutig zu beantworten: Im Zweifelsfall führt der Versuch, darauf hinzuarbeiten, auch nur zu Lippenbekenntnissen – dem Äußern von als erwartet angenommenen Antworten durch die Schüler und Schülerinnen.

Häufig wird eine Zielsetzung für die pädagogische Arbeit als notwendig erachtet, um Konzepte für den Rundgang oder Stationen entwickeln oder bestimmte Materialien auswählen zu können. Die abstrakten Ziele sollten aber keinesfalls als konkrete Erwartungen in die Vermittlungsarbeit hineingetragen werden, auch wenn die Vermittler und Vermittlerinnen ihnen wichtige Inhalte oder ihre eigene Haltung als persönliche Meinung durchaus mit einer moralischen Bewertung in die Diskussion einbringen und argumentativ vertreten können.<sup>20</sup> Den Jugendlichen sollte für ihre eigene Entwicklung, ihre eigene Form der Annäherung, Raum und Zeit gelassen werden.

Bei der Beschäftigung mit Tätern und Täterinnen in der Vermittlungsarbeit kommt sinnvollerweise häufig auch das Selbstbild der SS zur Sprache. Hierbei besteht die Gefahr, dass dieses Selbstbild als historische Wahrheit verstanden und von den Jugendlichen unkritisch übernommen wird. Durch eine adäquate Quellenkritik von ideologischen oder persönlichen Texten, oder auch Fotos, kann dem entgegengewirkt werden. Ein weiteres Problemfeld sind die einfachen, stereotypen Erklärungsmuster auf die Frage, wie Menschen »so etwas« tun konnten. Werden ihnen sehr komplexe Täterbilder und eine Vielzahl an Tätertypen gegenübergestellt, ohne dass die Jugendlichen genügend Zeit haben, sich ausführlicher damit zu beschäftigen und einen eigenen Lernprozess zu vollziehen, können die stereotypen Erklärungsmuster aufgrund des zu

großen Widerspruchs sogar noch weiteren Auftrieb erhalten. Eine Anthropologisierung der Täter und Täterinnen und ihrer Taten kann wiederum nicht nur in die oben beschriebene Abwehrreaktion, sondern auch in eine unvermittelte Identifikation und damit ein empathisches Verständnis für die Täter und Täterinnen und sogar eine Entschuldigung ihrer Handlungen umschlagen.

Auch die mögliche Faszination der Jugendlichen für die Täter und Täterinnen ist ein berechtigter Vorbehalt.<sup>21</sup> An einem Ort, an dem es in der Wahrnehmung der Schüler und Schülerinnen nur die ›schwachen‹ und wehrlosen ›Opfer‹ sowie die ›starken‹ und mächtigen SS-Männer gab, stellen letztere offenbar für einige Jugendliche attraktivere Identifikationsfiguren dar. Eine solche Faszination, so vorhanden, kann jedoch genutzt werden, um die Frage der Motive für die Entscheidungen und Handlungen zu diskutieren und ein Nachdenken über die Täter und Täterinnen anzuregen.<sup>22</sup>

Aus den Risiken zu folgern, dass es besser wäre, das Thema Täterschaft auszuklamern stellt im Hinblick auf das Ziel einer komplexen Darstellung der NS-Vergangenheit keine Lösung dar: Die Nicht-Thematisierung der Täter und Täterinnen schützt keineswegs vor exkulperenden Täterbildern und Erklärungsmustern<sup>23</sup> und trägt damit erst recht nicht zu einer Auseinandersetzung mit dem Thema bei. Vielmehr sollten diese Gefahren bewusst wahrgenommen und als mögliche Szenarien in der Vermittlungsarbeit mitgedacht werden. In Anlehnung an Browning sollte es das Ziel sein, klarzumachen, dass bezüglich unrechten Verhaltens Erklären nicht gleichbedeutend mit Entschuldigen und Verstehen oder Vergeben ist.<sup>24</sup> Kommt es während eines Rundgangs zu Äußerungen, die in diese Richtung gehen, sollten diese daher auch nicht als Zeichen des Versagens der Lehrpersonen oder der Vermittler und Vermittlerinnen wahrgenommen werden (wenn überhaupt ein Rückschluss gezogen werden kann, dann eher der, dass eine Atmosphäre geschaffen wurde, in der die Jugendlichen den Mut haben, auch nicht dem offiziellen gesellschaftlichen Standard entsprechende Meinungen zu äußern), sondern vielmehr als Chance begriffen werden, diese Meinungen zu diskutieren und zu verhandeln. Hier entsteht das größte Lernpotenzial in der Vermittlungsarbeit.

Schwierig ist es oft für alle Beteiligten, dass Fragen offenbleiben und nicht abschließend geklärt werden können. Gerade bei dem Thema der Täterschaft und der Prämisse, dass vereinfachende Erklärungen einer tieferen Auseinandersetzung hinderlich sind, lässt sich dies jedoch nicht vermeiden. Das pädagogische Konzept der Gedenkstätte Mauthausen sieht die ergebnisoffene Herangehensweise nicht nur als notwendige Konsequenz nicht vermeidbarer Umstände, sondern als zentrales Element und notwendige Bedingung einer gelungenen Vermittlungsarbeit.

### **Was hat es mit mir zu tun? Das pädagogische Konzept der Gedenkstätte Mauthausen**

Die Vermittlungsarbeit an der KZ-Gedenkstätte Mauthausen beruht auf dem von Yariv Lapid, Christian Angerer und Maria Ecker entwickelten pädagogischen Konzept (GedenkstättenRundbrief Nr. 162, 8/2011), das drei zentrale Komponenten beinhaltet: den Ort, dessen Geschichte sowie die Besucher und Besucherinnen selbst. Letztere sollen durch die interaktive Gestaltung des Rundgangs dazu befähigt werden, ihre eigenen Gedanken, Meinungen und Geschichtsbilder wie auch ihr Vorwissen, ihre Wahrnehmungsweisen und Widersprüche einzubringen.<sup>25</sup> Gerade bei der Vermittlungsarbeit an Gedenkstätten, deren Ziel es häufig ist, den Teilnehmenden die Notwendigkeit der Übernahme von Verantwortung aufzuzeigen, ist es unerlässlich, die Teilnehmenden auch

im Rundgang zu involvieren und zu ermächtigen, will man einen Konflikt zwischen Inhalt und Form vermeiden.<sup>26</sup> Diese Involvierung und Ermächtigung des Individuums und die damit einhergehende kritische Selbstreflexion sollen zu einer nachhaltigeren Auseinandersetzung mit dem Ort und der Geschichte führen.<sup>27</sup>

Der Rundgang beinhaltet drei Narrationsbereiche: das zivile Umfeld, die Täter und Täterinnen und die Opfer. Diesen Perspektiven sollen sich die Besucher und Besucherinnen annähern und sie miteinander in Beziehung setzen, basierend »auf der Annahme, dass die historischen Ereignisse Resultate menschlichen Handelns sind, d.h. Ergebnisse sozialer Interaktion«<sup>28</sup>. Den Besuchern und Besucherinnen wird durch die Verwendung von Materialien wie Fotos und Texten, auch autobiografischen und biografischen Zeugnissen, die experimentelle Einnahme der Perspektiven von Opfern, Tätern und Täterinnen sowie Umfeld ermöglicht. Das daraus folgende Wechselspiel von Identifikation und Distanz macht die menschliche Dimension der Geschichte erfahrbar, die wiederum die Herstellung eines Bezugs zur Gegenwart und der eigenen Lebenswelt ermöglicht.

Die Besucher und Besucherinnen kommen mit »Bildern im Kopf« an die Gedenkstätte. Während des Rundgangs sollen sie dazu eingeladen werden, diese vorhandenen Bilder und Meinungen zu formulieren und Verantwortung dafür zu übernehmen. Die Besucher und Besucherinnen mit ihren Wahrnehmungen und die Interaktion, der Austausch mit ihnen, stehen also im Zentrum der Vermittlungsarbeit an der Gedenkstätte Mauthausen.<sup>29</sup>

Genauso bringen aber auch die Vermittler und Vermittlerinnen ihre Geschichte, Meinungen und Interessen mit – das Einbringen der persönlichen Schwerpunkte wäre nicht nur schwer zu verhindern und würde dem Prinzip, das Individuum in das Zentrum der Vermittlungsarbeit zu stellen, widersprechen, sondern die Vermittler und Vermittlerinnen werden auch ausdrücklich dazu ermutigt. Diese Gestaltungsfreiheit führt dazu, dass sich die Rundgänge deutlich unterscheiden können hinsichtlich der verwendeten Materialien, Fragestellungen und auch Stationen auf dem Rundgang – der eindeutige Gewinn liegt jedoch nicht nur in der größeren Vielfalt, sondern auch in einer besonderen Authentizität der Vermittlungsarbeit.

Im nächsten Gedenkstättenrundbrief erscheint der zweite Teil dieses Artikels, der sich der konkreten Umsetzung des Themas Täterschaft in der Vermittlungsarbeit an der KZ-Gedenkstätte Mauthausen widmet.

**Ines Brachmann** ist als Vermittlerin an der KZ-Gedenkstätte Mauthausen tätig. Sie hat den Lehrgang »Pädagogik an Gedächtnisorten« absolviert und beschäftigt sich, auch im Rahmen des EU-Projektes *Developing Education at Memorial Sites* ([www.edums.eu](http://www.edums.eu)), mit dem Thema Täterschaft.

1 Der Lehrgang »Pädagogik an Gedächtnisorten« ist eine Kooperation der Pädagogischen Hochschule Oberösterreich mit [\\_erinnern.at](http://www.erinnern.at); weitere Informationen zum Lehrgang finden sich unter [www.erinnern.at/bundeslaender/oberoesterreich/lehrgang-padagogik-an-gedachtnisorten](http://www.erinnern.at/bundeslaender/oberoesterreich/lehrgang-padagogik-an-gedachtnisorten) (zuletzt aufgerufen am 31.1.2014).

2 Vgl. dazu ausführlich: Paul, Gerhard: Von Psychopathen, Technokraten des Terrors und »ganz gewöhnlichen« Deutschen. Die Täter der Shoah im Spiegel der Forschung. In: Paul, Gerhard (Hg.): Die Täter der Shoah. Fanatische Nationalsozialisten oder ganz normale Deutsche? Göttingen 2002, S. 13–90; sowie



- Steinbach, Peter: Der Nürnberger Prozeß gegen die Hauptkriegsverbrecher. In: Ueberschär, Gerd R. (Hg.): Der Nationalsozialismus vor Gericht. Die alliierten Prozesse gegen Kriegsverbrecher und Soldaten 1943–1952. Frankfurt/Main 1999, S. 32–44.
- 3 Vgl. Paul 2002, S. 20f., S. 32.
  - 4 Vgl. Paul, Gerhard/Klaus-Michael Mallmann: Sozialisation, Milieu und Gewalt. Fortschritte und Probleme der neueren Täterforschung. In: Mallmann, Klaus-Michael/Gerhard Paul: Karrieren der Gewalt. Nationalsozialistische Täterbiographien. Darmstadt 2004, S. 1–32, hier S. 17f.
  - 5 Vgl. Welzer, Harald: Wer waren die Täter? Anmerkungen zur Täterforschung aus sozialpsychologischer Sicht. In: Paul, Gerhard (Hg.): Die Täter der Shoah. Fanatische Nationalsozialisten oder ganz normale Deutsche? Göttingen 2002, S. 237–253, hier S. 238, S. 248f.
  - 6 Vgl. Welzer, Harald: Täter. Wie aus ganz normalen Menschen Massenmörder werden. Frankfurt/Main 2011, S. 40.
  - 7 Vgl. Welzer, Harald: Die Deutschen und ihr »Drittes Reich«. In: Aus Politik und Zeitgeschichte 14–15/2007, S. 21–28, hier S. 21f.
  - 8 Erpel, Simone: Einführung. In: Erpel, Simone (Hg.): Im Gefolge der SS: Aufseherinnen des Frauen-KZ Ravensbrück. Berlin 2011, S. 15–36, hier S. 19.
  - 9 Vgl. Kaiser, Wolf: Nationalsozialistische Täter. Ein Kommentar aus pädagogischer Sicht. Online verfügbar unter: [http://www.gedenkstaettenforum.de/nc/publikationen/publikation/news/nationalsozialistische\\_taeuter/](http://www.gedenkstaettenforum.de/nc/publikationen/publikation/news/nationalsozialistische_taeuter/) (zuletzt aufgerufen am 31. 1. 2014).
  - 10 Giesecke, Dana/Harald Welzer: Das Menschenmögliche. Zur Renovierung der deutschen Erinnerungskultur. Hamburg 2012, S. 98f.
  - 11 Vgl. Knigge, Volkhard: Zur Zukunft der Erinnerung. In: Aus Politik und Zeitgeschichte 25–26/2010, S. 10–16, hier S. 14.
  - 12 Vgl. Knigge, Volkhard: Statt eines Nachworts: Abschied der Erinnerung. Anmerkungen zum notwendigen Wandel der Gedenkkultur in Deutschland. In: Knigge, Volkhard/Norbert Frei (Hg.): Verbrechen erinnern. Die Auseinandersetzung mit Holocaust und Völkermord. München 2002, S. 423–440, S. 429.
  - 13 Vgl. Giesecke/Welzer 2012, S. 96; Welzer, Harald: Erinnerungskultur und Zukunftsgedächtnis. In: Aus Politik und Zeitgeschichte 25–26/2010, S. 16–23, S. 21f.
  - 14 Browning, Christopher R.: Ganz normale Männer. Das Reserve-Polizeibataillon 101 und die »Endlösung« in Polen. Reinbek bei Hamburg 1993, S. 13.
  - 15 Giesecke/Welzer 2012, S. 178.
  - 16 Heyl, Matthias: Erziehung nach und über Auschwitz – dass der Unterricht sich in Soziologie verwandele ... 2001. Online verfügbar unter <http://www.fasena.de/download/hey1/Heyl%20%282001%29.pdf> (zuletzt aufgerufen am 31. 1. 2014), S. 7.
  - 17 Vgl. Welzer, Harald/Sabine Moller/Karoline Tschuggnall: »Opa war kein Nazi«. Nationalsozialismus und Holocaust im Familiengedächtnis. Frankfurt/Main 2008, S. 205.
  - 18 Vgl. Gudehus, Christian: Dem Gedächtnis zuhören. Erzählungen über NS-Verbrechen und ihre Repräsentation in deutschen Gedenkstätten. Essen 2006, S. 222.
  - 19 Vgl. Gudehus 2006, S. 216.
  - 20 Vgl. Interview mit Matthias Heyl zitiert nach Jelitzki, Jana/Mirko Wetzel: Über Täter und Täterinnen sprechen. Nationalsozialistische Täterschaft in der pädagogischen Arbeit von KZ-Gedenkstätten. Berlin 2010, S. 226f.
  - 21 Vgl. dazu auch Jelitzki/Wetzel 2010, S. 232f.
  - 22 Vgl. Kaiser, Wolf: Historisch-politische Bildungsarbeit an Täterorten und in Gedenkstätten. In: Gedenkstättenrundbrief 165 (4/2012). Online verfügbar unter: [http://www.gedenkstaettenforum.de/nc/gedenk\\_staetten-rundbrief/rundbrief/news/historisch\\_politische\\_bildungsarbeit\\_an\\_taeuterorten\\_und\\_in\\_gedenkstaetten1/](http://www.gedenkstaettenforum.de/nc/gedenk_staetten-rundbrief/rundbrief/news/historisch_politische_bildungsarbeit_an_taeuterorten_und_in_gedenkstaetten1/) (zuletzt aufgerufen am 31. 1. 2014).
  - 23 Vgl. Jelitzki/Wetzel 2010, S. 14.
  - 24 Vgl. Browning 1993, S. 17.
  - 25 Vgl. Lapid, Yariv/Christian Angerer/Maria Ecker: »Was hat es mit mir zu tun?« Das Vermittlungskonzept an der Gedenkstätte Mauthausen. 2011. Online verfügbar unter [http://www.mauthausen-memorial.at/index\\_open.php?cbereich=11&cthema=50075&ctarticle=929&tnl=47&tnlp=6337](http://www.mauthausen-memorial.at/index_open.php?cbereich=11&cthema=50075&ctarticle=929&tnl=47&tnlp=6337) (zuletzt aufgerufen am 31. 1. 2014), S. 6.
  - 26 Lapid, Yariv: Combining Education at Memorial Sites and Civic Education. Experiences from the Mauthausen Memorial. Vortrag im Rahmen einer Konferenz am Strassler Center for Holocaust and Genocide Studies at Clark University, April 2013. Online verfügbar unter [http://www.edums.eu/images/documents/strassler\\_presentation.pdf](http://www.edums.eu/images/documents/strassler_presentation.pdf) (zuletzt aufgerufen am 31. 1. 2014).
  - 27 Vgl. Lapid/Angerer/Ecker 2011, S. 6.
  - 28 Einführung in die interaktive Methodologie. Online verfügbar unter: [http://www.edums.eu/images/documents/Einfuehrung\\_Interaktive\\_Methodologie.pdf](http://www.edums.eu/images/documents/Einfuehrung_Interaktive_Methodologie.pdf) (zuletzt aufgerufen am 31. 1. 2014).
  - 29 Vgl. Lapid/Angerer/Ecker 2011, S. 8f.